

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

101.

Donnerstag, am 11. December 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Therese Aubert.

Eine Novelle nach Karl Rodier von der Gräfin
M. v. R.

(Schluß.)

Von Schmerz überwältigt, war ich unfähig zu antworten, doch meine Thränen fielen auf ihre Hand und mußten für mich sprechen. Konnte sie indeß diese Thränen nicht für die des Mitleids halten, eines gewöhnlichen Mitleids aus Nächstenliebe entspringend, welche denjenigen, um dessen willen sie fließen, kalt lassen? Konnte ihre kalte, bleiche Hand nicht schon sogar unempfindlich dafür sein? Ach, der Blicke beredte Sprache war uns auf immer geraubt; ein geringer Ersatz ist den Liebenden das kalte Wort und der stumme Händedruck. Wäre ihr doch nur ein heller Augenblick vergönnt gewesen, damit sie mein Herz erforscht und daran glauben konnte, daß ich sie nicht täuschte. Voll Empfindungen herzer-

reisenden Schmerzes biß ich meine Zähne fest in ihr Tuch ein, erstickte so mein Schluchzen und trocknete darin meine heißrinnenden Thränen, in denen meine Augen schwammen. Ich wünschte sie zu verlieren. „Willst Du,“ sprach ich, „willst Du, daß ich meine Augen ausreiße, und wir Beide blind, von einer Stadt zur andern wandern, um das Mitleid unserer Nebenmenschen sehend? Willst Du, daß mit zwei Dolchstichen ich diesen unverdienten Vorzug zerstöre? Die Leute werden dann sagen: seht die beiden Liebenden, sie sind blind und gehen doch so glücklich und zufrieden durch die Welt; glaube mir, so werden sie sprechen und Mitleid mit uns haben.“

„Ich verstehe Dich wohl,“ antwortete sie, „ich habe oft eben so wie Du gefühlt, damals als ich noch nicht so unglücklich war und hoffte, Dein Leben verschönern zu können! Aber vielleicht waren es Träumereien einer thörichten Jugend, denen die ganze Zukunft in einer Minute der Trunkenheit und Wonne liegt. Jetzt lebe ich nur noch in dem Gedanken an Dich, dessen Bildniß tief in meinem Herzen ruht, — ja, ich sehe Dich deut-

licher als je zuvor, denn diese erloschenen Augen nehmen keine neuen Eindrücke mehr auf. Du bist aber noch jung und sollst Dich nicht auf Lebenszeit fesseln an ein blindes, kränkliches Mädchen. — Zürnst Du mir?" fuhr sie fort, "ich verlange viel von Dir, denn ich liebe Dich, und es ist natürlich, viel zu verlangen von denen, die man liebt. Versprich mir, diesem Gelübde kannst Du treu bleiben, auf Lebenszeit mir Deine Freundschaft zu bewahren; versprich auch, mir es zu verschweigen, wenn Du eine Andere lieben wirst, denn ich möchte Alle lieben, die Du liebst, und jene, ich könnte sie nicht lieben. Erlaube mir auch noch, bei Dir zu leben, und sollte ich Dir jemals zur Last fallen, so laß es mich nicht merken. Dies sind wohl große Opfer, aber sie sind nicht unmöglich, und ich erwarte sie von Dir. Anderer Gelübde entbinde ich Dich zum Voraus."

Ich wollte sprechen, sie suchte meinen Mund und drückte fest ihre Hand darauf. Wie rasend sprang ich auf und schritt im Zimmer auf und nieder. Ich sah ihre Besorgniß. Ich kam zurück und berührte sie. "Therese," sagte ich, "setzen wir diesem fürchterlichen Streite Grenzen. Du sprichst wie ein Weib und mordest Deinen Freund. Bald ist's vollbracht. Du trägst Verlangen nach der Ewigkeit? Nun wohl, so gehen wir in die Ewigkeit. Und wenn Deine Seele sich empört gegen den Gedanken, unsrem Dasein ein Ziel zu setzen, so sei dies meine Obliegenheit. Gott wird uns vergeben, mag die Welt auch noch so strenge richten. Das unverschuldete Leiden, das uns betrifft, ist uns ein Fingerzeig zum Himmel, eine Rückberufung in ein besseres Leben. Die Kraft zur Ausführung dieses Vorsages ward mir von einer höheren Macht gegeben; denn in dem ewigen Rathschluß ward es bestimmt, daß wir zusammen sterben und ich Dich in meinen Armen hinübertrüge in ein besseres Leben."

"Abolf!" rief sie mit Entsetzen, und streckte sich mit Anstrengung erhebend, die Arme nach mir aus. Ich näherte mich ihr, um sie zu stützen. Sie zitterte. Ihre Brust schwellte stark athmend auf. Sie bemerkte, daß ich in ihrer Nähe war, und ein Schauer durchzuckte ihre Glieder. "Beginne mit meinen letzten Lebenstagen, was

Dir gefällt," entgegnete sie, "ängstige mich aber nicht länger durch solche Reden und bedenke, daß ich krank bin."

Ich besorgte wirklich, meine Festigkeit könne ihr Uebel verschlimmern. "Du fürchtest Dich vor mir, Therese, vor Deinen Abolf fürchtest Du Dich. Ach, eher möchte ich tausendmal sterben, als die mindeste Besorgniß in Dir erwecken! Was sage ich, eher allein sterben und Dich auf ewig verlieren. Dein Wille sei mir stets Gesetz; traust Du meiner Beständigkeit und meinen Versprechungen nicht, so genüge es mir, Dir von Weitem zu folgen, meine Blicke wachend über jeden Deiner Schritte, meine Gedanken achtend der Deinigen; und dann, wenn Du nichts mehr zu befürchten haben wirst von den Verlockungen der Jugend und Leidenschaft, denen Du so sehr mißtrauest, werde ich mit Dir von dem Gefühl der Liebe sprechen und zu Deinen Füßen, sterbend vor Wonne und Schmerz, Dir noch einmal sagen, daß Du mir Unrecht thatest."

Meine Thränen fielen auf ihre Hand. Eine Weile blieb sie stillschweigend, dann wandte sie sich zu mir.

"Gern will ich Dir glauben, so lange als Du es wünschest. Ist es eine Täuschung, so wiegt sie doch ein ganzes Leben auf. Eine Thörin wär' ich, wollte ich sie zurückweisen. Ja, ich glaube Deiner Liebe, ich glaube, daß Du mich liebst, wie ich jetzt bin, und mich immer lieben wirst. Gibt es nicht Liebende, die den Tod der Geliebten nicht überleben. Ein Gefühl, das den Tod bestiegt, kann wohl dem Unglück widerstehen." Mit diesen Worten sank sie erschöpft in meinen Arm zurück.

Die Nacht war eingebrochen, und ich verbrachte sie wachend bei Theresen mit inbrünstigem Gebet zu Gott, vor dem meine Seele sich ganz eröffnete, welche in dieser Stunde tiefer Betrübnis gewiß von den reinsten Gefühlen der Liebe durchdrungen war. Bei dem matten Schein der Nachtlampe setzte ich mich neben sie und wärmte in meinen Händen ihre eisigen Füße. Ihr Schlaf war unruhig, und ich bemerkte jedes Zucken ihrer Glieder. Sie wandte den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite, stieß einen kurzen Schrei aus und murmelte unzusammenhängende

Worte. Schon seit mehreren Stunden ruhte sie in meinem Arme. Anfänglich fühlte ich darin einige Ermüdung, dann Erstarrung, und zuletzt war er ganz ohne Empfindung — eine Vorempfindung des Todes, und der Tod ist so leicht. Ach, diese todtenähnliche Empfindungslosigkeit, das Aufhören meines ganzen Daseins wäre mir ein geringes Opfer gewesen, wenn ich dadurch eine ewige Vereinigung mit Theresen hätte erkaufen können. Als sie erwachte, wandte sie sich zu mir und fragte: „Ist es Tag?“

Ich hatte mich nicht auf diese Frage gefaßt gemacht, sie durchschnitt mir das Herz. „Noch nicht ganz,“ antwortete ich in einer Verwirrung, dessen Grund sie wohl errathen konnte.

„Ich möchte,“ sagte sie, „daß Du Dich an diesen Gedanken gewöhnst, und meine Irrthümer mit so viel kaltem Blut berichtigen lernst, als könntest Du Dich keiner besseren immer wiederkehrenden Zeit erinnern. Ich selbst hätte diesem peinlichen Eindruck fast unterliegen mögen. Doch was habe ich im Grunde zu klagen? Es giebt ja auch Thiergattungen, welchen die Sehkraft versagt ist, ohne daß wir sie deshalb bedauern, und wenn nun eines dieser Wesen durch die Augen seines Mitgeschöpfes sehen könnte, so würden wir es deshalb glücklich preisen. Und Du, der Du meines Daseins größter und stärkster Theil bist, besitzest ein klares, helles Auge, das mich leitet. Wozu bedürfte ich noch eigener Augen?“

Die Ueberspanntheit ihrer Neben zeugte von ihrem fieberhaften Zustande. Ich preßte meine Lippen auf ihre Hand, als Beweis, wie gern ich sie sprechen höre und wie sehr ich mit ihr übereinstimme.

„Die Liebe ist ein eigener Handel,“ fuhr sie fort, „ein Handel, bei dem Derjenige, welcher am meisten giebt, stets der Bevorzugte ist. Du wirst Alles sein unter uns Beiden — ich ganz unbedeutend.“

„Du hast Unrecht hierin,“ bemerkte ich, in die Träumereien ihrer Phantasie eingehend. „Du bleibst von nun an der Gedanke, der uns Beide beseelt, und ich nur der Körper, der ihm gehorcht.“

Sie freute sich dieses Einfalles.

„Das ist Deiner edlen Seele würdig. Wir wollen eine Seele und ein Körper sein; aber die Seele, die bist Du wiederum, denn ich fühle, wie die meinige ganz in die Deine übergegangen ist. Du hattest wohl Recht, als Du gestern sagtest, wir seien einander für die Ewigkeit bestimmt. Diese Nacht hatte ich einen gar seltsamen Traum. Mir träumte nämlich, ich sei wieder so gesund als damals, da ich Dich zum ersten Male sah, und ich war mit Henrietten und zwei Offizieren zu einer prächtigen Festlichkeit geladen. Ich stellte mir vor, es sei eine Hochzeit gewesen. Der eine von den Offizieren warst Du, und mit Verwunderung bemerkte ich, was für einen kriegerischen Ausdruck Deine Gesichtszüge angenommen hatten, obgleich sich noch immer die ihnen eigne Sanfmuth darin spiegelte, um deren willen ich Dich so lieb gewann. Der andere Offizier mußte Mondyou sein, nach dem, wie Du ihn mir beschrieben hast; ein heiterer, muthwilliger, troziger, heftiger Jüngling, aber ungeachtet dessen der Liebe meines Adolfs würdig. Wir waren Alle von ausgelassener Fröhlichkeit, wie zufriedene junge Leute, die sich einbilden, glücklich zu sein, und wähnen, das Glück sei von Dauer. Plötzlich erhob ich meine Augen zu Henrietten, welche so eben zu singen angefangen hatte. Ach, welch' Entsetzen erschütterte mein Inneres; hättest Du sie jemals so gesehen. Sie war blaß, sah leidend aus und trug eine wunderliche Trauerkleidung. Ich kehrte zurück und wandte mich zu Dir und zu Mondyou. Ihr hattet starre, regungslose Augen, und glichen jenen Wachsbildern, denen zur Nachahmung des Lebens nur die Bewegung fehlt. Der Anblick war mir widerlich und unheimlich, denn Eure Köpfe schienen dem Körper nicht mehr anzugehören, und waren damit verbunden — durch — ich weiß nicht was für eine blutige Linie.“

Die Erzählung ihres Traumes hatte Theresen entsetzlich erschöpft, und mein Bemühen, sie zu beruhigen, blieb fruchtlos. Ich selbst war so heftig bewegt und erschüttert, daß ich nur mit zitternder Stimme ihr Trost zusprechen konnte.

Der entscheidende Tag war endlich herangekommen und Theresen verlangte nach dem Beichtvater. Als der Priester hereintrat, entfernte ich

mich ein wenig, und blieb an der Thüre stehen, so daß sie ungestört mit ihm sprechen konnte. Er war klein, seine Gesichtszüge nicht ausgezeichnet, sein Gang unsicher und schwankend, und obgleich er erst sechsunddreißig bis vierzig Jahre zählen mochte, so war sein Haar durch Kummer und der Sorgen Last schon dünn und weiß geworden. Er trug nicht die Priesterkleidung der verfolgten Religion, sondern eine Mischung von Kleidungsstücken, die eine ihm nicht angehörende Tracht bezeichnete.

Ich überschritt die Thürschwelle und blieb außerhalb stehen; aus dem Innern drang ein dumpfes, verworrenes Summen bis zu mir, woran ich Wohlgefallen fand, weil es mir doch von dem Dasein zweier lebenden Wesen Zeugniß gab. Die Dienstboten waren zuerst niedergekniet, und Theresens Großmutter schob einen Rollstuhl in deren Mitte, und neigte sich in andächtigem Gebet vertieft über ihre gefalteten Hände, denn ihre Glieder waren schon zu schwach und steif, um niederzuknien. Ich war so heftig erschüttert, daß ich mich nur, mit den Händen an die Wand gestützt, auf die Kniee niederlassen konnte. Dann barg ich mein Gesicht an derselben, und war von einer mächtigen Empfindung durchdrungen, welche deutlich sprach, in dieser feierlichen Stunde weile Gottes Geist mit besonderem Wohlgefallen auf dem kleinen Landhaus von Sancy. Meine Seele erfüllte mich mit inbrünstiger Andacht.

Erst nachdem der Priester hinausgegangen war, konnte ich aufstehen. Er trocknete eine Thräne, ging einige Schritte vorwärts, blieb dann plötzlich stehen und nannte den Namen Antonie. Ich trat ihm näher. „Die Kranke verlangt nach Ihnen,“ sagte er, indem sein Blick zuerst mit Betrübniß, dann mit Strenge, und zuletzt sich aufheiternd und milder werdend auf mir verweilte. Er drückte mir darauf herzlich die Hand und gab mir seinen väterlichen Segen. Die Anwesenden waren voll Verwunderung darüber, denn ich allein nur wußte, was er damit sagen wollte. Der Segen dieses ehrwürdigen Mannes war mir gleich einer Aufforderung zu einem Begegnen in jener Welt, und durch diesen Gedanken ermuthigt, verherrlichten sich mir die Anzeichen des Todes durch Alles, was ich schon verloren hatte und

mir in der Welt noch zu verlieren blieb. Ich näherte mich ihr leise und erstaunte nicht wenig, als ich sie wach und doch ganz regungslos fand. Ihre Wangen glühten noch immer, obgleich die Spuren ihrer Krankheit kaum noch bemerkbar waren. Als sie mich sah, erhob sie fast unmerklich ihren Kopf von dem Kissen und rief mich mit leiser Stimme zu sich. Ich fiel auf die Kniee nieder vor ihrem Bett und preßte lebhaft ihre kalte Hand.

Therese rief mich wieder mit der ganzen Kraft ihrer gebrochenen Stimme.

„Ich bin da,“ rief ich, „hörst Du mich nicht?“ Sie schien verwundert.

„Ich höre Dich wohl,“ antwortete sie, „aber ich fühle Dich nicht. Nun umarme mich noch einmal als Deine Schwester — Deine Gattin. Man hat es mir erlaubt und versichert, Gott zürne nicht mehr unserer Liebe.“

Ich umarmte sie. Ihre Stimme wurde immer schwächer, ihre Brust hob und senkte sich heftiger, ihr Athem ward kurz und schmerzhaft.

„Sprich nicht mehr,“ versetzte ich, „Du ermüdest Dich und leidest. Du brauchst mir Deine Gedanken nicht erst mitzutheilen, denn wie sie in Deinem Innern auf einander folgen, so gehen sie auch auf mich über.“

Sie wandte sich sanft lächelnd zu mir. Todeskampfschwebte um ihren Mund und ihr Kopf sank kraftlos auf meine Schulter. Mein Bewußtsein schwand — ich war empfindungslos. Ich fühlte nur, wie ihre Zähne meine Haare erfaßten, und im selben Augenblick erstarrte mein Herz und das Blut gerann mir in den Adern. Als ich wieder zu mir selbst kam, lag ich auf meinem Bett; das Bewußtsein meines Daseins war ein durchaus äußeres, die Empfindung eines heftigen Schmerzes an der Stelle, wo ich zuvor Theresens Zähne sich einpressen fühlte; ich legte die Hand darauf und fand meine Haare dort abgebissen. Therese war todt.

Ich hatte mich auf dieses Unglück nicht gefaßt gemacht, und erstaunte über mich selbst, daß ich es überleben konnte, und noch mehr, daß ich so ruhig war. Ich stand auf, nahm das Tuch, das meine Kleidungsstücke enthielt, hing es an meinen Arm, wie damals, als ich Sancy ver-

ließ, und ging mit festem Schritt der Hausthüre zu. Ich mußte an Theresens Thüre, die daran stieß, vorübergehen. Um sie herum waren Leute versammelt, welche weinten und beteten. Aus dem Zimmer kam ein matter Lichtschimmer. Mein erster Gedanke war, hereinzugehen und in ihrer Nähe zu sterben, doch die Versuchung währte nur eine Minute. Es hätte Theresens Nachruf schaden können, wenn man erfahret, daß ein junger Mann, als Frau verkleidet, sich ein halbes Jahr lang in ihrem Hause aufhielt, und hätte man seinen Namen als den eines Geächteten erfahret, so wäre ihre Familie noch dadurch gefährdet worden. Ueberdies raubte mir der Selbstmord, an den ich bisher noch nicht gedacht hatte, die schönste Hoffnung, die dem Christen im Unglück bleibt, nämlich diejenige, welche er liebt, in jenem Leben wiederzusehen. Dieser Gedanke war mir entsetzlich, weil er sich meinem Geiste zum ersten Male darstellte, und dem ersten Eindruck mich hingebend, beinahe meine ganze Zukunft und Theresen für die Ewigkeit verloren hätte, um der Schwäche willen, sie auf Erden nicht eine kurze Spanne Zeit überleben zu können.

Während ich diese Betrachtungen anstellte, hatte ich die letzte Thüre des Gutes überschritten, verfolgt von dem Geschrei und Wehklagen, das aus dem Innern zu mir drang.

„Ach, mein Kind, meine theure Therese!“ rief die Großmutter, „so werde ich Dich denn nie, niemals mehr wiedersehen!“ und ihre Stimme erstickte im Schluchzen.

„Warum niemals?“ fragte ich bei mir selbst. „Ach, ich werde Dich bald, bald wiedersehen!“ und diese Ueberzeugung verlieh mir eine ganz eigenthümliche Kraft, denn sie allein umfaßte mein ganzes Seelenvermögen. Meine Sinne bestätigten es mir, so sehr sie auch noch umhüllt waren von dem dunkeln Erdenleben. Meine Blicke waren unwiderstehlich an ein schimmerndes Traumbild gefesselt. Eine mächtige Stimme sprach in meinem Innern: „bald, bald! immer, immer!“ Und wenn ich sie frage, ob sie mich nicht täusche, wiederholte die Stimme um so lauter, als ob sie von Born erglühe. Das gleicht einem Anfange des Wahnsinns, und ich flehte, als eine besondere Vergünstigung, um ununterbrochenen

Wahnsinn, der mir die Erinnerung des Vergangenen raube.

Die Sonne ging unter. Ich stieg den Berg hinan, und als ich oben ankam, war die Dunkelheit schon zu weit vorgerückt, um das Haus unterscheiden zu können, aber seine vier weißen Schornsteine traten in der wachsenden Finsterniß der Nacht, scharf abgegrenzt, wie ein Grabmal hervor. Ich wandte mich nach dieser Seite, und suchte eine Kette von Felsengruppen auf, die den Abgrund wie ein hervorspringendes Gefimse einschlossen. An dieser Stelle legte ich mich nieder, die Augen unverwandt dorthin gerichtet, wo Theresens Körper ruhen mußte, und betete zu Gott mit der ganzen Kraft meiner Seele um einen erquickenden Schlaf. Dennoch weinte ich nicht. Ich hatte die ganze vorige Nacht gewacht; meine Sinne gaben unwillkürlich der Abspannung nach, aber der Schlaf, den ich genoß, war kein Schlaf der Ruhe. Es war eine Reihe verworrener Vorstellungen und Traumbilder, peinliche, beängstigende Träume. Ich stelle mir vor, daß wenn die Vorsehung einem Verurtheilten in seiner Bestrafung einige Erleichterung gestattet, er so träumen müsse. Zuweilen meinte ich, daß man sich in den Anzeichen von Theresens Tode geirrt habe, aber daß sie krank und sterbend sei, und schon dieser Gedanke tröstete mich. Ich strengte mich an, um aufzuwachen und ihr entgegenzueilen, und kaum war es mir gelungen, als die entsetzliche Wahrheit sich wieder meines Herzens bemächtigte. Mit dem Ausrufe: „Sie ist todt!“ sank ich in meine Erschöpfung zurück aus Mangel an Kraft, meinen Schmerz in seiner ganzen Ausdehnung zu nähren. Einen Augenblick darauf streifte ein Blitz meine Augenwimpern, ich hörte einen Lärm, wie das Rollen des Donners, und sah Theresen, die mit schimmernden Flügeln entzog; aber sie wandte sich von mir, und ich erwachte, indem ich sie beim Namen nannte. Als die Sonne aufgegangen war, setzte ich mich auf den Felsen und betrachtete Sancy. Etwas später bemerkte ich einiges Leben und glaubte drei oder vier Männer zu unterscheiden, die aus dem Hause kamen und Etwas forttrugen. Ich stand auf — für mich war ja nun Alles verloren! Ich wandte mich nach einem von dem benachbarten Walde entfernt

liegenden Ort, vertauschte dort Johannens Kleider gegen meine Uniform und folgte auf's Geradewohl hin der ersten sich mir anbietenden Straße. Mehrere Stunden lang ging ich vorwärts, ohne Jemanden zu begegnen, oder ohne ein anderes Gefühl als das der Verwunderung zu erwecken. Endlich an den Thoren einer Stadt angelangt, deren Name mir nicht bekannt ist, wurde ich von Soldaten angehalten und in's Gefängniß geführt. Acht Tage sind seitdem verflossen. Morgen werde ich verurtheilt.

Zeitbilder von Carl Braasch.

3.

Die Versammlung.

In einem Gasthause fand sich mehrmals wöchentlich, ohne daß es verabredet war, fast immer dieselbe Gesellschaft zusammen, um die Zeitungen zu lesen und sich dann darüber zu unterhalten. Einer und der Andere nahm auch wohl einmal das Wort und redete über die Bewegungen und die Zustände unserer Zeit. Dann und wann wurde auch ein Lied von Hoffmann von Fallersleben, Herwegh oder Freiligrath vorgetragen und daran Unterhaltungen über die Mißstände unseres Vaterlandes geknüpft. Gern würde ich mich zum Historiographen dieser Gesellschaft aufgeworfen haben (und die Mittheilungen würden, wie ich zu glauben wage, nicht so langweilig werden, wie *Boz's Pickwick-papers*), wenn nicht ein Machtgebot von oben ihrem kurzen Leben ein Ende gemacht hätte.

Ohne ein Gibbon zu sein, will ich es versuchen, ihren Verfall und Sturz zu erzählen.

In der letzten ungestörten Versammlung trat ein junger Mann auf und sprach (ein Zeitungsartikel veranlaßte ihn dazu) unter Anderm auch Folgendes: „Man macht unserer Zeit den Vor-

wurf, daß das ganze Streben derselben nur auf das Materielle gerichtet sei, daß kein Interesse dem Menschen mehr am Herzen liege, als der Gelderwerb, und daß die Welt die höheren Güter, als imaginäre, verschmähe. Von den Kanzeln herab tönen diese Klagen, und als Beweise für die Wahrheit derselben zeigt man uns die leeren Kirchen. Aber ist denn wirklich so? Blickt um Euch her, ob nicht das Volk für seine geistigen Interessen Gut und Blut, Leib und Leben wagt. Wenn man nur auf das Materielle sähe, würden die Deutschkatholiken trotz aller Hemmnisse, die ihnen katholische und protestantische Jesuiten in den Weg legen, so rüstig fortschreiten? Würde man, wenn der Sinn für das Kirchliche erstorben wäre, zu den Versammlungen der protestantischen Freunde eilen, wie wir es gesehen haben? Ein Blick auf die auf der Messe bei der letzten Zusammenkunft versammelte Menge während des Chorals, wo man auf allen Gesichtern die tiefste Andacht las, muß jenen Anklägern ein lautes Nein! entgegen donnern! Sind die Kirchen leer, ihr Prediger, so ist es eure Schuld, erbaut das Volk und langweilt es nicht! Unsere Zeit hängt nicht an dem Außern, sie will nur leibliche und geistige Freiheit!“

„Auf der andern Seite heißt es, und diese Klage geht von den Regierungen aus, das Volk wolle alles Alte umstoßen, wolle Neues, und wisse nicht was. Wohl weiß es, was es will: es will ein freies Wort, eine freie Presse, eine vollständigere Volksvertretung, Jedem gleiche Rechte ohne Unterschied des Standes und der Religion, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung und keine Beamten tyrannei. Und nun frage ich: Ist dies Neuere nicht auch das Bessere? Würden sich die Regierungen nicht wohler fühlen, wenn sie den Bestrebungen der Zeit nachgäben? Ist es etwa erfreulich für den einen oder für den andern Theil, sich ewig feindlich gegenüber zu stehen? Schaut hin auf Braunschweig, da läßt man den Deutschkatholiken Schutz angedeihen, da werden die protestantischen Freunde nicht nur geduldet, sondern sogar begünstigt; und ist es deshalb dort unruhig, hat die Regierung dort schwerere Kämpfe zu bestehen, als anderwärts? O nein, im Gegentheile, das Volk hat

Vertrauen zu seiner Obrigkeit, es spricht ungeschont, was es denkt, und wo das Wort frei ist, da fühlt sich Regierer wie Regierter wohl.“

Wie die Spinne in der Mitte ihres Gewebes, ohne sich zu bewegen, jede Veränderung fühlt, die in ihrem Reiche vorgeht, so erfährt ein Polizeidirector, ohne von seinem Schreibtische aufzustehen, vermittelt seiner in der Gesellschaft unsichtbaren Fäden Alles, was in seinem Bezirke sich ereignet. Der Polizeichef wußte längst, daß in jenem Wirthshause Demagogen, wie er die Leute zu nennen beliebte, zusammenkämen, und für die Polizei sind die Riesen Gog und Magog nicht so fürchterlich, wie ein Demagog; aber er hatte es noch nicht für nöthig gehalten, gewaltsam einzuschreiten. Als er am Morgen in sein Bureau trat, fand er einen Brief auf seinem Plaze, in welchem ein Polizeiagent ihm die Rede vom vorigen Abende übersandte. Nachdem er sie gelesen hatte, sagte er für sich: „Keine Beamtentyrannei! Ha! ha! Am Ende sollte man noch gar für Alles, was man thut, verantwortlich sein? sich auch wohl um das Urtheil des Publikums kümmern? Da möchte ein Anderer Polizeidirector sein, denn wie man's den Ministern und dem Volke zugleich recht macht, das ist ein Räthsel, das kein Oedipus lösen kann.“ — Er blickte von Neuem in das Papier. — „Der Redner sagt nichts von deutscher Einheit, was doch sonst in solchen Vorträgen nie fehlt. Ja, Deutschland (d. h. seine Regierungen) ist einig darin, solche Wünsche nie zur Wirklichkeit kommen zu lassen; und eine gute Polizei muß dafür sorgen, daß solche Wünsche nicht ausgesprochen werden.“ Das Nähere über die Versammlung erfuhr er von seinem Agenten, der um neun Uhr zu ihm kam.

„Sie haben also genau nachgeschrieben?“ sagte der Director zum Agenten.

„Wort für Wort!“

„Wer war der Redner? doch kein Beamter?“

„Nein, ein Student!“

„Woher?“

„Es war ein Jenaer.“

„Nun, daß es kein Berliner war, konnt' ich denken, denn die sind besser gewöhnt. Wer war sonst noch in der Versammlung?“

„Viele junge Leute, auch einige Bürger.“

„Kein Beamter?“

„Einer von ihren Polizeischreibern.“

„Welcher?“

„Herr N.“

„Gut! hernach will ich ihn rufen lassen und mit ihm reden. Wenn wir im Geiste unserer Regierung handeln wollen, so müssen wir diese Versammlungen jetzt aufs strengste verbieten.“

„Es ist aber kein Clubb, keine geschlossene Gesellschaft, denn das Zimmer steht einem Jedem offen.“

„Desto schlimmer, denn die Krankheit der Ideen kann sich auf diese Weise um so leichter mittheilen. Die Versammlungen der protestantischen Freunde sind auch einem Jedem offen und gerade darum verboten.“

„Das ist auch recht, denn erlaubte man dem Volke, über Religion öffentlich zu tagen, so würde man auch bald über Politik zu der Masse reden.“

„Werden jeden Abend dort Reden gehalten?“

„Gewöhnlich Dienstags und Donnerstags.“

„Gut, es ist genug!“

Der Agent entfernte sich und der denuncierte Schreiber wurde nun erst herbeigerufen, denn selbst das Dienstpersonal durfte nicht erfahren, was für Geschäfte der Abgetretene bei dem Director hatte. Der unglückliche N. erschien und der Chef redete ihn so an: „Sie haben die Versammlungen im X'schen Gasthose besucht?“

„Ich bin dort hingegangen, um die Zeitungen zu lesen, aber kein Mitglied irgend eines Clubbs.“

„Davon ist die Rede nicht! Bei Verlust Ihres Dienstes verbiete ich Ihnen, jenes Haus wieder zu betreten. Sie können gehen!“

Als sich der Schreiber entfernt hatte, nahm der Polizeidirector das Blatt wieder zur Hand, und sprach zu sich selbst: „Wenn man in der Residenz erführe, daß hier solche hochverräterische Reden gehalten würden, bekäme ich doch eine Nase, die von da bis hierher reichte. Wir wissen zwar, daß Worte noch keine Thaten sind,

aber dieser hier sagt dem Volke, daß sonst nur unzufrieden ist, wenn's an seinen Geldbeutel geht, gerade vor den Kopf, was es verlangen soll. — Verhaftungen erbittern und machen den Verhafteten zum Märtyrer, so daß er Popularität gewinnt. Schlechtweg verbieten wollen wir sie, und daß bei der nächsten Zusammenkunft, also morgen Abend.

Am folgenden Donnerstage war die Gesellschaft wieder vollzählig, bis auf den Schreiber noch, der nicht kommen durfte. Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen hatte schon der Artikel aus Ebersdorf gegeben, worin erzählt wurde, daß der Fürst dem von der Löschmannschaft, der sich durch den Lauffschein als der Älteste ausgewiesen, höchst eigenhändig die Hand gereicht hatte.

„Einer der Anwesenden erhob sich, gebot Ruhe und sagte: „Wohl ist das Gelesene einer nähern Besprechung werth, und ich nehme den Text zu meiner heutigen Rede mit wenigen Veränderungen aus dem Propheten Micha (Cap. 5, V. 2). Er lautet: „Und du Ebersdorf, die du klein bist unter den Tausenden in Deutschland, aus dir soll uns kommen, der ein wahrer Fürst sei. (V. 15.) Und ich will Rache üben mit Grimm und Zorn an allen Denen, so nicht gehorchen wollen, meine Diener bei ihrem wahren Titel zu nennen.“ —

Der Redner konnte nicht sogleich fortfahren, denn ein schallendes Gelächter unterbrach ihn. Unterdessen waren vier Polizisten eingetreten, und als der Sprecher wieder das Wort nehmen wollte, trat einer derselben vor und sagte: „Meine Herren, ich muß Sie ersuchen auseinander zu gehen und zu diesem oder einem ähnlichen Zwecke nicht wieder zusammen zu kommen. Im Falle Sie sich etwa dieser Anordnung widersetzen wollen, sind wir autorisirt, Sie sämmtlich zu verhaften.“ Es entstand ein lautes Gemurmel unter den Anwesenden, Einer und der Andere ließ eine beiführende Bemerkung fallen, aber die Polizisten waren klug, und thaten nicht, als ob sie etwas hörten. Die Gäste gehorchten und gingen kopfschüt-

telnd ob solcher Willkühr aus dem Hause. Der Polizeidiener wandte sich dann an den Wirth und sagte zu demselben: „Ihnen habe ich anzuzeigen, daß Sie für Ihre Gäste verantwortlich sind, und daß, wenn etwas Aehnliches, wie diese Versammlung, wieder in Ihrem Hause stattfindet, Sie Ihre Concession verlieren.“

Die Gesellschaft kam nicht wieder zusammen. Sie transit gloria mundi!

S p ä t h e r b s t.

1.

So wie die Blumen vergehen
Erwachen meine Lieder,
Wenn Frühlingslüfte wehen
Schlafen sie wieder.

Bei des Winters eisigen Schrecken
Tönt hell deiner Leier Klang,
Und Veilchen und Rosen wecken
Nicht deinen Gesang?

Wenn die Blumen draußen erfrieren
Dann ziehen sie in mein Herz,
Und muß ich sie wieder verlieren,
Verstumme ich vor Schmerz.

2.

Im gold'nen Morgenstrahle
Erglänzet Feld und Wald,
Still ist's, daß fern im Thale
Mein Schritt laut widerhallt.

Das Wasser schießt Krystalle,
Der Thau erstarrt zu Eis,
Die Gräser und Halme alle
Erglänzen silberweiß.

Den alten Weiden ist prächtig
Geschmückt ihr blattloses Haupt,
Sie haben dem Bache mächtig
Sein Silber alle geraubt.

Der Bach ergießt sich in Klagen,
 O Sonne! dahin ist mein Glück,
 O laß es nimmermehr tagen
 Empfang' ich den Schmuck nicht zurück.

Die Sonne verstehet sein Flehen,
 Verdoppelt der Strahlen Gluth,
 Und glänzende Perlen stürzen
 Hinab in die kühle Fluth.

3.

Es blüht in meinem Garten
 Ein Baum zum zweitenmal,
 O arme verlassene Blüthe!
 Dir schlägt keine Nachtigall.

Käfer und Raupen verdarben
 Des Frühlings Blütenpracht,
 Des Herbstes Blüten erstarben
 In kalter Winternacht.

4.

Im Wald ist's still und schaurig,
 Der Vögel Sang verstummt,
 Verlassen steht er und traurig,
 Kein Bienechen, kein Käfer summt.

Die braunen Blätter fallen
 Vom Regen schwer herab,
 Ein Rauschen ihr letztes Ballen,
 Dann bilden sie selbst ihr Grab.

Die kühlen frischen Quellen,
 Sie sprudeln halb versteckt,
 Es sind ihre klaren Wellen
 Mit todtm Laub bedeckt.

Und wieder, wieder Regen,
 Ungangbar wird der Pfad,
 Ich möchte zur Ruhe mich legen,
 Mein Herz ist müd' und matt.

Horch auf! Was zwitschert leise,
 Fast tönt es wie Gesang;
 Sieh da, die flinke Meise
 Macht unverhofften Fang.

Noch ist nicht alles Leben
 Erstarrt im braunen Wald,
 O Herz mußt dich erheben,
 Der Frühling kommt ja bald.

O Herz mußt nicht verzagen,
 Der Wald wird wieder grün,
 Mit ihrem Zwitschern und Schlagen
 Wecken die Vöglein ihn.

5.

Der Laubwald ist schier verödet,
 Die Tannen nur sind noch grün;
 Und wie sie der Winter befehdet,
 Vergebens ist sein Bemühn.

Die schlanken Riesen ertragen
 Mit Heldemuth jegliches Weh,
 Die Hitze in Sommertagen,
 Im Winter Kälte und Schnee.

Nur wenn der Sturmwind wüthet,
 Der Himmel verderbenvoll
 Auf ihren Untergang brütet,
 Hört man ihr Knarren wohl.

6.

In den Eichen rauschte es schaurig,
 Der Winter rückte heran,
 Die Rose sah bange und traurig
 Den grauen Himmel an.

Ich blühte in fernen Landen
 An warmer Mutterbrust,
 Oh' mich die Menschen fanden,
 Jahr aus Jahr ein mit Lust.

Da haben sie mich entführtet,
 Weit über die grüne See,
 Hierher gepflanzt, wo es frieret,
 Wo ich erstarre im Schnee.

Da sah eine mächtige Fichte
 Des armen Rösleins Noth,
 Sie deckt es mit Zweigen dichte,
 Und schützt es vor Kälte und Tod.

7.

Ein junger Baum steht traurend,
 Verborret ist sein Laub,
 Die Erde liegt unten laurend
 Auf ihrem sichern Raub.

Kann ihr doch nichts entgehen,
 Ob Blüthen vom Sturm zerstört,
 Ob braune Blätter verwehen,
 Alles ihr, Alles gehört.

Und die Bande die Freundschaft gebunden,
 Und die die Liebe schloß
 In ihren seligsten Stunden;
 Sie Alle reißen los.

Zwei Blätter an einem Stiele
 Wohl suchten zusammen die Ruh',
 Eins ward den Wellen zum Spiele,
 Das andre deckt Brüder zu.

8.

Der Herbst und der Winter ringen,
 Die Luft ist ein grauer See,
 Und dicke Wolken bringen
 Bald Regen und bald Schnee.

Ein Bäumchen, das noch nimmer
 Spätherbst und Winter gesehn,
 Und glaubte, es würden immer
 Wonnicke Lüfte wehn;

Erfüllte die Luft mit Klagen,
 Und wäunte sein Ende nah,
 Und wollte schier verzagen,
 Als es dies Loben sah.

Kaum daß die ersten Blüthen
 Der holde Lenz mir gab,
 Da schüttelt im blinden Wüthen
 Der Sturm sie alle herab.

Und als die Sonne wieder
 Mir Lust und Trieb erweckt,
 Erstarren meine Glieder,
 Mit Schnee bin ich bedeckt.

Weh! meine Säfte stocken,
 Lieb Röschen — gute Nacht!
 Wie wird das Bäumchen frohlocken,
 Wenn es im Lenz erwacht.

Georg Schulz.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Wien im October.

Burgtheater.

Und thätet ihr hundert Laternen anzünden,
 Ihr würdet nicht viel des Neuen finden.

Schnell sind wir mit unserem Neuigkeitsberichte dieses Monats zu Ende. — Jeanne und Jeanneton, von Scribe-Hell, und — wir sind fertig. Diese unbedeutende Kleinigkeit, die einzige neue Erscheinung auf einer Bühne, auf der täglich gespielt wird, und die sich lediglich an das recitirende Schauspiel hält, und auch hier wieder noch die ordinäreren Gattungen der Posse und des Spektakelstückes ausschließt. — Von allzugroßer Thätigkeit zeugt das keineswegs; dafür aber gewann das Repertoire, welches sonst oft mit Recht verspottet wurde und gegen jedes bessere Provinztheater zurückstand, in neuester Zeit eine wahre Classicität. Man sieht darin die Einwirkung des neuen Chefs, Graf Dietrichstein, und preiset ihn deshalb hoch, mit Geduld erwartend, daß er die vielen Mängel, die sonst noch fühlbar waren, beseitigen werde. Wenigstens rühmt man ihm dazu allgemein den besten Willen nach; er ist ein abgesetzter Feind des bisherigen oft schmutzigen Sparsystemes, und so steht zu erwarten, daß das Hofburgtheater binnen einiger Zeit die hohe Stufe, nach der es gerungen, mit der es sich lange gebrüstet, und die es einige Zeit auch wirklich eingenommen, wieder einnehmen werde.

Das Kärnthnertheater,

dem eine gänzliche Umgestaltung durchaus zu wünschen wäre, fährt auf gewohnte Weise zu experimentiren fort, d. h. es läßt eine Menge Mitglieder gastiren, um dadurch eine Art von gutem Willen zu dokumentiren, aber die innere Verwaltung bleibt voller Mängel, und die Abonnenten müssen oft Vorstellungen verdauen, die für eine Mittelbühne zu schlecht, den besten Magen verderben könnten; den grellsten Beweis, wie wenig Anspruch diese Bühne auf den Titel: Erstes deutsches Opertheater hat, den es gern usurpiren möchte, lieferte eine Vorstellung des Fidelio, welche in diesen Monat fiel, und die man als eine Mißhandlung des unsterblichen Meisters bezeichnen muß; nur das Orchester rettete einigermaßen die Ehre des Institutes; das gesammte singende Personal, Olle. Walter als Fidelio an der Spitze, war nur mittelmäßig zu nennen. — Mad. Janik beendete als Romeo ihr Gastspiel, welches nicht zu dem beabsichtigten Zwecke führte, denn sie reisete unengagirt ab, wäre auch keine passende Acquisition gewesen, denn sie ist auf dem Rückwege, und

ihre künstlerische Ausbildung ersetzt nicht, was ihre Mittel zu verlieren beginnen. Für eine Mittelbühne mag sie gut sein, für uns ist sie nichts. Anders verhält es sich dagegen mit Herrn Ander, einem jungen Tenoristen, der als Strabella seinen ersten theatralischen Versuch machte, und ganz entschieden Beifall fand, nicht nur wegen seiner ausgezeichnet schönen, lieblichen Stimme, sondern auch wegen seines Gesanges. Dieser Anfänger wäre für jedes Theater eine glänzendere Erwerbung gewesen, als mancher renommirte Tenorist, der sich auf seinen Ruf oder Ruhm viel zu Gute thut und sich mit Geld aufwiegen läßt, obgleich er das bei weitem nicht ist, was er durch die papierne Fama von sich sagen läßt.

Das Theater an der Wien

kehrte seine Glanzseite in der Oper, seine Schattenseite in dem Schauspiel heraus. In der ersten traten Staudigl (als Tro in den Haimonskindern) und die Marra (als Adine im Liebestrank) zum ersten Male auf, und sie, die Vielverheißenen, die Magnete der ganzen Pokorny'schen Unternehmung, die Sonnen an diesem Opernhimmel, der ziemlich sternlos ist, wenn man sie ausnimmt, entzückten, entusiasmirten das in zahllosen Massen herbeigeströmte Publikum, und das hohe Pferd, auf dem bis dahin Ule. Treffz, die bisherige Primadonna assoluta, sehr assoluta, geritten, schrumpfte plötzlich um mehrere Fulle zusammen. Auch Madame Burghardt, die ungeachtet ihrer reiferen Jahre bisher, so viel wir wissen, noch nie auf einer Bühne stand, sondern sich nur in Berlin als Concertsängerin hören ließ, gefiel als Norma, und neben ihr Sever-Behringer, Ihnen aus Dresden, von wo er zu uns kam, bekannt. — Wenden wir uns nun zu der Schattenseite dieses Theaters, dem Schauspiel, so fallen uns zwei neue Stücke in die Augen, zwei durchgefallene, und zwar die einzigen beiden Neuigkeiten. Daß die mangelhafte Darstellung zu diesem traurigen Geschick das ihrige beigetragen, dürfen Sie annehmen, in dem soll bei der zweiten Neuigkeit: „der Schwiegersohn eines Millionär“, auch die höchst mangelhafte Uebersetzung des Hrn. Kuppelwieser einen großen Theil der Schuld tragen. In wiefern dieser Vorwurf begründet ist oder nicht, können wir nicht sagen, denn wir kennen weder das Original, noch eine andere Uebersetzung; daß diese nicht viel werth sei, können wir aber dennoch behaupten. — Die andere, wenn auch nicht so eclatant durchgefallene Novität war Bärman's „Ritter (König) und Zitherschlägerin“. Dieses erlebte doch wenigstens drei oder vier Vorstellungen, jenes aber nur zwei, und in dieser zweiten sollen im ganzen Hause nur siebenundzwanzig Menschen zugegen gewesen sein. Die Unglücklichen! — Ule. Auguste Miller, welche in diesem Millionär'schwiegersohn debütirte, zeigte, daß sie für dergleichen Rollen viel zu viel Fleisch und viel zu wenig Geist besitzt; wer weiß aber, haben ihr

nicht gerade diese beiden Eigenschaften das Engagement gewonnen. Die fleischliche Seite ist bei den Engagements-Abschlüssen nicht immer die unwichtigste, zumal hier in Wien, wo die meisten schönen Damen des Theaters ihren Gönner und Freund haben, der sich mit dem ganzen Gewichte seines Einflusses für sie interessiert. — Wir sind übrigens weit entfernt, durch diese so ganz allgemeine Bemerkung Ule. Miller speciell bezeichnen oder ihren bürgerlichen Ruf antasten zu wollen; die Sache fiel uns bei ihrer Erwähnung nur deshalb ein, weil wir sahen, wie wenig sie sich für das eignet, für was sie engagirt zu sein scheint. — Noch müssen wir der Ule. Anna Löwe erwähnen, welche in dem „Ritter und Zitherschlägerin“ als Maritana zwar als Gast auf dem Zettel stand, aber allgemein als engagirtes Mitglied bezeichnet wird. Sie ist die Tochter des wahrhaft ausgezeichneten Ludwig Löwe. — Weiter wüßte ich für diesmal von dem Theater an der Wien nichts zu berichten.

Wenden wir uns nun zu dem

Josephstädter Theater,

so müssen wir Ihnen offen bekennen, daß wir nach mehrfacher, höchst trauriger Erfahrung das feierliche Gelübde abgelegt haben, ein neues Stück, welches in diesem Theater zur Aufführung gebracht wird, nie eher anzusehen, als bis wir aus durchaus glaubwürdigem und unverdächtigem Munde die Versicherung empfangen, nicht daß das Stück gefallen hat, — denn das bewiese hier gar nichts — sondern daß es wirklich einmal anzusehen ist. Eine solche Vorsicht ist sehr anzurathen, denn die meisten Sachen, die auf dieser Bühne zur Darstellung gebracht werden, — alte sowohl als neue — scheinen als Competenzstücke um den Schlichtigkeitspreis gewählt zu werden. Da wir nun aber eine solche glaubwürdige Ermuthigung nicht empfangen, besuchten wir im Laufe des ganzen Monats das Josephstädter Theater nicht ein einziges Mal, und so können wir Ihnen denn auch nur berichten, was wir von Andern erfuhren. Sie dürfen aber dennoch auf die Zuverlässigkeit unseres Berichtes bauen, denn wir schöpften nur aus ganz lauterer Quellen.

An neuen Stücken wurden nur zwei vorgeführt: „Postmeister und Verwalter“, Posse von Blum (dem hiesigen) und noch einem Mitarbeiter, als den man den Schauspieler Ball bezeichnet, der einige Zeit bei dem Director Carl engagirt war und jetzt hier privatist, und „Nicht jünger als vierzehn Tage“, Posse von Gold, dem berühmten Verfasser oder vielmehr Bearbeiter des „Zauberschleiers“ und der „Schlimmen Frauen“. — Diese letztgenannte Posse soll das erbärmlichste Machwerk sein, welches je die Bretter überschritten, und einstimmig wurde uns versichert, es sei ganz unmöglich, daß irgend ein anderer Director als der gegenwärtige der Josephstadt es zur Aufführung gebracht, irgend ein anderes Publikum, als das durch den Zauberschleier

dreihundert Mal zu entzückende, es hätte zu Ende spielen lassen. Diese Inszenesetzung wird nun dem Herrn Pokorny von dessen Freunden als Pietät gegen den Verfasser angerühmt, der ihm viele gute Einnahme machte. Kann es aber wirklich Pietät genannt werden, wenn man das gänzlich verunglückte Geistesproduct eines Dichters zur Aufführung bringt, der lebendig tobt und dadurch außer Stande ist, die Scharte, die er sich hier selbst geschlagen, durch bessere Arbeiten wieder auszuwegen? Kann es wirklich als Freundschaftsdienst betrachtet werden, durch die Aufführung eines solchen Productes allseitige Verdammungsurtheile hervorzurufen, so gleicht dieser Freundschaftsdienst dem jenes läppischen Bären, der die Fliege auf der Stirn seines Wohlthäters mit einem gewaltigen Steinwurfe zerschmetterte.

„Postmeister und Verwalter“ sind, so hörten wir allgemein, nichts Anderes, als Iffland's Jäger, eingeschmolzen, mit einigen neuen Floskeln vermischt, und in eine neue Form gegossen; aber die einzelnen Ingredienzien sind nicht zergangen, und man kennt sie Stück für Stück unter den neuen Namen heraus; der Postmeister ist der Oberförster, der Verwalter der Amtmann, dessen Tochter war uns früher als Kordelchen bekannt, des Postmeisters Hausehre ist die leidhaftige Frau Oberförsterin, Anton ist nicht einmal umgetauft, hier aber Postillon wie dort Jägerbursche, kurz, es findet sich das ganze Personal wieder, Stück für Stück, ohne Zuwachs oder Abgang.

Als Erholung von dergleichen ergöglichen Neuigkeiten wird dann „Peter Kronau, oder der Räuber und sein Kind“ gegeben, oder „Der brennende Wald“, ein schauerlich abgeschmacktes Spektakelstück u. Können Sie es uns da verargen, daß wir, unserer übernommenen Berichterstattungspflicht ungeachtet, eine Bühne fliehen, auf der man nichts als Schlechtes oder höchstens Mittelmäßiges zu sehen bekommt, und dies noch von sehr schwachen Kräften dargestellt? Wahrlich, es muß eine ganz eigene Constitution dazu gehören, permanenter oder auch nur häufiger Besucher des Josephstädter Theaters zu sein.

Auch im Personal wurden im Laufe dieses Monats einige neue Erscheinungen vorgeführt. Zuerst nennen wir von diesen Herrn Baudisch, der als Hinko zum ersten Male auftrat. Es ist im Theaterleben üblich, das beste Theater, bei dem man engagirt war, zu nennen, wenn man irgendwo gastirt oder debütirt, und wäre man bei diesem auch schon vor vielen Jahren und vielleicht nur als Chorist, engagirt gewesen; wir verargen es daher auch dem Herrn Baudisch nicht, daß er sich „vom Theater zu Breslau“ annonciren ließ, obgleich er zuletzt bei einer kleinen Gesellschaft engagirt war, denn das ist nun einmal, wie gesagt, so usus; allein wir legen natürlich an ein „Breslauer Mitglied“ einen viel größeren Maßstab, als an die Leistung eines

Mitgliedes, das z. B. von Carlsbad käme, und so können wir denn nicht umhin, dem Hrn. B. zu sagen, daß er noch sehr viel lernen, das ihm stark anklebende Wesen kleiner Bühnen ganz abstreifen muß, bevor er etwas werden kann; die äußern Mittel dazu besitzet er, ob auch die innern, das kann erst der Erfolg lehren. Bis jetzt ist er nur noch ein glücklicher Anfänger. — Verhängnißvolles Wort, das da unserer Feder entschlüpfte. Kaum steht es da, so zieht es auch schon viele Nachfolger an das Licht. Zwei Anfängerinnen auf dem Gebiete Terpsichorens, die Dlle. Pauline und Marie Wieland, vom Theater in Pesth, tanzten Debüt und wurden engagirt. — Eine Anfängerin, Dlle. Lichtner, spielte Debüt, als Bäschen in „Das war ich“ und zwar als „ersten theatralischen Versuch“. — Sie zeigte kein hervorstechendes Talent, und wurde deshalb engagirt, damit sie in das Ensemble paßt. — Eine Dlle. Krauß sang Debüt, als Babette in Angely's „Klatschereien“, und wurde ebenfalls engagirt. Dieses Debüt wurde auch als „erster theatralischer Versuch“ auf dem Theaterzettel bezeichnet; aber das bezog sich, wie „wir Eingeweihte“ wissen, nur auf den Ort Wien, denn Dlle. Krauß hatte sich schon den ganzen Sommer hindurch auf dem kaiserlichen Hoftheater zu Peking „versucht“; aber das ist zu weit von Wien entfernt, als daß man hier etwas davon wissen sollte, und so konnte man denn dem hiesigen Publikum schon das kleine K für ein U machen, die Dreißig- oder Vierzigthalerrolle für einen ersten Versuch auszugeben. Die Wirkung dieses kleinen Kunstgriffes blieb denn auch nicht aus, und man wunderte sich über die Routine der Erstlingsversucherin.

Indem wir das Geschriebene nochmals überblicken, erschrecken wir fast über die Menge Worte, welche uns die untergeordnetste der hiesigen Bühnen entlockt hat. Da loben wir

das Leopoldstädter Theater,

das verursacht einem armen, geplagten Referenten keine große Anstrengung, denn über neue Stücke giebt es nicht ein Wort zu berichten, und über neue Mitglieder auch nichts, als daß Herr Boy, vom Theater in Riga, ein recht talentvoller junger Liebhaber, engagirt wurde, nachdem er als Lambert in der „Verlobung vor der Trommel“ gastirt hatte.

Nachdem wir so unsere Monatspflicht getreulich erfüllt haben, möge es uns gestattet sein, noch einige Stadtgespräche zu erwähnen, die in Beziehung auf die verschiedenen Theater in Umlauf sind, die wir aber nicht für mehr als bloße Gerüchte halten wollen.

Daß Ferrmann seine Kündigung erhalten und das Burgtheater verläßt, sobald sein Contractjahr abgelaufen, wird für gewiß behauptet. Zugleich sagt

man, er stehe mit Pokorny in Unterhandlung, die Oberregie des Theaters an der Wien zu übernehmen; die ihm gestellten Bedingungen sollen brillant sein, der Abschluß sich aber daran stoßen, daß er unumschränkt herrschen will, was Herr Pokorny aber nicht zugeben mag, so wenig er auch eigentlich selbst Director ist.

Ein anderes Gerücht setzt den Secretär Kuppelwieser, der einen großen Theil der Geschäfte des Theaters an der Wien leitet, ab, und den Schauspieler Ball an dessen Stelle ein; Wohlunterrichtete wolkten aber behaupten, Herr Kuppelwieser wisse dazu zu viel, nicht etwa überhaupt, denn er ist ein ziemlicher Ignorant, sondern von und über Herrn Pokorny, was diesem, indiscret ausgeplaudert, viel Schaden bringen könnte.

Herr von Holbein, der factisch ganz außer Thätigkeit gesetzt ist, soll mit Nächstem pensionirt werden.

Immer wieder von Neuem taucht das Gerücht auf, daß der Director Pokorny die Absicht habe, das Josephstädter Theater andern Händen zu übertragen, ob

aber pacht- oder kaufweise, darüber verlautet noch nichts. Halt bekommt dieses Gerücht dadurch, daß die Last, welche durch das großartige Doppelgeschäft auf den Schultern des Herrn Pokorny liegt, für dieselben in der That zu groß zu sein scheint; denn obgleich bis jetzt die Einnahmen brillant sind, so giebt es doch genug Unglückspropheten, welche behaupten, Pokorny, dem man eine Schuldenlast von 500,000 fl. C. = M. nachsagt, könne sich nicht halten. Diese enorme Summe ist ohne Zweifel viel zu hoch angegeben, wahr ist es aber dennoch, daß schwere Verbindlichkeiten auf dem Dir. Pokorny lasten, und daß derselbe nicht auf Rosen gebettet ist, mag man daraus entnehmen, daß die sämtlichen Arbeiter, welche bei der neuen Einrichtung des Theaters an der Wien beschäftigt waren, statt — wie es accordirt gewesen — die Hälfte ihrer Bezahlung bei Beendigung der Arbeit und die zweite Hälfte im Januar erhalten sollten, mit der ersten Hälfte auf den Januar und mit der zweiten auf den Juni vertröstet wurden.

Literatur und Kunst.

Neue Märchen,

Bilderbuch ohne Bilder,

Bertel Thorwaldsen, eine biographische Skizze. Von H. C. Andersen, übersetzt von J. Neuscher. Berlin, G. A. Wolff. 1845.

Mit wahren Vergnügen nahmen wir obige Uebersetzungen des geist- und gemüthvollen Dichters, der uns schon so viel Schönes in Märchen und Novellen geliefert hat, zur Hand, und auch diesmal ward unsere Erwartung nicht getäuscht. Es schwebt ein Duft von Poesie über die Worte dieses Schriftstellers; es herrscht darin eine solche kindliche Einfachheit und dabei ein so ächter Humor, daß wir uns nur freuen können, daß seine Schriften in unserm deutschen Vaterlande immer mehr Anklang und Anerkennung finden. Andersen besitzt in hohem Grade die Gabe, mit wenig einfachen Worten uns ein Bild so deutlich vor die Seele zu zaubern, daß wir es zu sehen glauben, welches Talent er am deutlichsten durch seinen 1843 erschienenen Dichterbazar bewiesen hat. Nicht auf dem gewöhnlichen langweiligen Wege der Beschreibung führt uns dies Buch durch einen Theil von Deutschland, Italien, Griechenland und der Türkei, nein, wir sehen, wir

fühlen mit dem Reisenden! Nicht das Kleinste hat er unbeachtet gelassen, und er verwebt so zarte kleine Bilder, so ächt komische Scenen in seine Erzählungen, daß man das Buch immer wieder mit erneuertem Interesse liest. In das Gewand der Fabel, des Märchens, kleidet er seine Beschreibungen der Galerien von Rom und Florenz und macht dadurch das, was durch die gewöhnlichen trockenen Vorzählungen der Kunstschätze fast ungenießbar geworden ist, unendlich anziehend. Selbst die Lüneburger Haide, die dem Auge gar nichts darbietet als Haidekraut, Sand und einige wenige verküppelte Eichen, muß seinem Genie ein poetisches Bild liefern. Ein kleiner Vogel fliegt ihm dort zwitschernd entgegen, als wolle er ihn willkommen heißen, und als nun endlich die Anwandlung von Seekrankheit und die Langeweile, welche ihm das Fahren im tiefen Sande in diesen öden, menschenleeren Gegenden zugezogen hat, überwunden ist und er in das gastliche Schloß des Grafen von Rankau einfährt, siehe, da fliegt von dem künstlich gearbeiteten Eisengitter des alten Brunnens wieder ein kleiner Vogel empor, und der Dichter denkt: es ist gewiß derselbe, der mir seinen Willkommen entgegen zwitscherte, indem ich hereinfuhr über die Haide; er ist vor mir angelangt, hat meine Ankunft gemeldet!

In Rom zeigt uns der Verfasser ein ergreifendes Bild in den drei Knaben, die auf der Marmortreppe des menschenleeren Palastes, zwischen Statuen und Vasen, Topfscherben und Kohlstrünken Karte spielen. Der verbrecherische Vater des Einen sieht dem Spiele zu, indessen der des Anderen, ebenfalls — nur auf eine andere Art — Sünder, im eleganten Sig vorüberfährt, unbekümmert, ob sein Kind seine Blöße bedecken kann, während die unnatürliche Mutter des Dritten unter Scheinheiligkeit ihr entmenschetes Herz und die Sünde ihrer Jugend verbirgt. Reizend ist die Beschreibung des Weihnachtabend 1833 in Rom; aber nur mit Behmuth betrachtet man die Bilder, welche der begabte Maler uns aus Griechenland vorführt. Hier die Trümmer einer großen Vergangenheit, dort der Schmutz, das Elend der Gegenwart, die Frau erniedrigt zum Dienst der Sclavin, die mühsam ihr Kind auf dem Rücken trägt, Hände und Arme mit Gegenständen des dürftigen Haushalts beladen, während der Mann bequem mit der Pfeife im Munde auf seinem Pferde über die Haide dahin trabt, unbekümmert, ob Frau und Tochter ihm folgen können; daneben so viel Heldensinn, so viel Poesie, und dies Alles so wahr, so lebensstreu geschildert, daß man sich einbilden möchte, man habe es selbst gesehen. Ein kurzes, aber glänzendes Leben wünscht sich der Dichter, als er auf das nasse Grab von K. D. Müller lehnt! Möge die Parze seinen Lebensfaden lang spinnen, der Glanz wird nicht mangeln! — Am Jahrestage des griechischen Freiheitsfestes prangt Alles in Athen in Glanz und Pracht, so weit es in diesem entstehenden Königreiche möglich ist. Nach dem Frühstück reitet der Dichter mit seinen Freunden in die Berge, und hier führt er uns wieder ein lebendes Bild vor, das uns entzückt: Marko Bozaris' schöne Tochter reitet im Gefolge ihrer jungen Königin. Wir glauben den rothen Feh auf dem kohlschwarzen Haar zu sehen; die kühne Haltung, die lecken dunklen Augen, die ganze Erscheinung steht lebend vor unsern Blicken da. Nicht minder originell und voll ächten Humors sind einige andere Bilder, welche unsere Bachmuskeln in angenehme Bewegung setzen. Signora auf den Wellen des schwarzen Meeres (auf den Rücken einer Heerde Schweine, die unter dem Wagen durchlaufen); der unverschämte Engländer, dem eben die Wirthin, sich auf den Fußspitzen erhebend, eine Schüssel Blumenkohl über den Kopf gießt und so den Streit zwischen ihm und der Signora schlichtet. Noch viele andere Scenen sind so ächt komisch oder so tief gefühlt beschrieben, daß nur der Gedanke, wie dieses Buch gewiß schon lange seine gebührende Anerkennung gefunden hat, uns abhält, noch mehr daraus anzuführen. Wir kehren also zu den uns eben vorliegenden Schriften zurück.

In den Märchen ist besonders „der Engel“ zart und schön von einer anmuthigen Idee durchgeistet; „die Liebenden“ sind mit dem, dem Dichter eigenen Humor

geschrieben. „Nachtigall“ und „die häßliche junge Ente“ sind, unseres Erachtens, etwas zu sehr in die Breite gezogen; doch ist manches Schöne darin.

In dem Bilderbuch ohne Bilder sind einige derselben besonders zart und schön. So bietet das Hindumädchen, welches die brennende Lampe auf den Strom setzt, um, nach dem Aberglauben jenes Landes, aus ihrem Verlöschen oder Fortflammen zu sehen, ob ihr Geliebter noch am Leben ist, ein reizendes Bild. Des Pfarrers kleine Tochter, die wir als Kind unter der Rosenhecke, dann als Frau geschminkt und mit Rosen gekrönt sterbend am offenen Fenster sehen, ist von ergreifender Wirkung. Die Beschreibung des zu Thaliens Tempel umgeformten Stalles ist höchst komisch. Vorzugsweise hat uns aber das Bild aus Rom von der verfallenen Kaiserburg angesprochen. Man sieht den Hasenfuß am Bindfaden, der als Klingelzug dient, das arme kleine Mädchen, das den Wasserkrug auf die gereiften Marmorstufen fallen läßt und mit Thränen die Scherben betrachtet, in ihrer Angst nicht wagend, den Bindfaden zu ziehen, den Stockzug der Kaiserburg. Manche dieser Bilder bieten Stoff zu Erzählungen und Novellen, ja, eine begabte Phantasie würde Romane daraus schaffen können, was auch der Verfasser in den wenigen als Einleitung dienenden Worten selbst andeutet.

Bertel Thorwaldsen's Leben ist so reich an rührenden wie an großartigen Bildern, daß der Verfasser nichts hinzuzufügen brauchte. Die einfache Erzählung genügt, um das größte Interesse einzulösen. Man sieht, wie unser dankbares Jahrhundert seine Künstler ehrt. Der arme Knabe mit der kleinen rothen Mütze auf dem hellgelben Haar, der im irdenen Krug an einem Bindfaden seinem Vater das Essen auf den Holm trug, empfängt königliche Ehren, das Volk zieht seinen Wagen, und wahre Freude gewährt es, daß doch einmal ein lebender Künstler den Lorbeerkranz um seinen Scheitel trug, daß nicht nur seine Bahre damit geschmückt wurde. Unklarheiten, als z. B. „eine freudige Ruhe, welche ihn später immer als Sieger über sich huldigte“, mögen ihren Grund in der Uebersetzung haben, da des Verfassers Styl klar und einfach ist. Etwas zu sehr für seinen Helden eingenommen scheint uns derselbe aber, wenn er S. 31 sagt: „Der Britten Bomben hatten Kopenhagens Thürme gestürzt, die Britten haben uns Dänen unsere Flotte geraubt, aber in unserm gerechten Schmerz und Bitterkeit hierüber wollen wir bedenken, daß es ein Engländer war, der für uns und unseres Landes Größe Dich, Bertel Thorwaldsen, rettete! Ein Engländer war es, der für uns nach Gottes Willen mehr aufrichtete, als wenn alle unsere Thürme aufgebaut worden wären, der den Ruf des Namens der Nation mehr beflügelte, als alle Schiffe des Landes durch Flaggen und Karttaunen ausdonnern konnten.“ Hier spricht mehr der Freund, der enthu-

fiastische Verehrer Thorwaldsen's, als der Patriot und Däne. 32.

Sieben Jahre aus dem Leben eines sächsischen Artilleristen. Dresden, Arnold. 1845.

Wir haben das Werkchen mit wahren Vergnügen durchlesen und sprechen gewiß im Geiste aller Derer, welche seinen Seiten ihre Aufmerksamkeit liehen, wenn wir dem Verfasser für die Mittheilung dieser seiner Erlebnisse Dank sagen. Wir gestehen offen, daß wir in neuerer Zeit einiges Mißtrauen gegen ein gewisses Genre von Militärliteratur hegen, welches in Bildern aus Casernen, Memoiren und Erlebnissen bestand, und das es sich theilweise zur Aufgabe gestellt hatte, einen ehrenwerthen Stand, bis dahin noch unangegriffen von buchhändlerischen Speculationen, durch das Gift gemeiner Gesinnungen herabzuziehen und auf eine Weise lächerlich zu machen, welche eben so trivial als niedrig war. Es ist die Pflicht der gerechten Kritik, sich diesen Richtungen kräftig entgegenzustellen.

Obiges Werkchen macht eine rühmliche Ausnahme, und seinem Umfange nach in das Reich der Brochüre gehörend, wird es durch seinen Inhalt ein schätzbare Beitrag zur Kriegsgeschichte jenes großen russischen Feldzugs, der, so viel auch immer über ihn geschrieben worden, der dunkeln Seiten noch so mancherlei bietet und zu seiner gründlichen Erfassung nicht Quellen genug erhalten kann, vorzüglich wenn es Quellen sind, die nicht bloß von dem hohen Standpunkte eines Generalstabsoffiziers ausfließen oder von dem salonartigen Hauch des Hauptquartiers überduftet sind. Der Tiefersiehende erkennt oft die kleinen Ursachen, welche im Felde die großen Wirkungen hervorbringen, schärfer, als mancher hohe Herr, dessen Blick nur für das Große geschärft ist und der ex officio das Kleine übersieht, was oft genug die Erfolge hervorruft.

Der Verfasser, welcher anfänglich als gemeiner Artillerist, bald aber befördert, als Unteroffizier dem russischen Feldzuge bei dem sächsischen Corps unter Regnier beivohnte, schildert in dem Buche auf anspruchstose Weise die Erlebnisse jener Tage. So viel uns bewusst, existirt noch kein solches Werk, welches aus dem Gesichtspunkte des Unteroffiziers jene Tage behandelte, und es verdient deshalb um so mehr in das Volk überzugehen, da ein Jeder in einfacher Darstellungsweise es lesen kann, was seine Ahnen gethan, welche Strapazen sie erlitten und welchen Ruhm sie erfochten; der Soldat lese es, damit er in der nächsten Gegenwart, die ihm jeden Ehrenkranz rauben möchte, die Glorie vergangener Tage vergessend, sich erhebt an dem Beispiel jener Helden, welche den sächsischen Namen in den russischen Steppen berühmt machten, und welche Drangsale erduldeten, die dem gemüthlichen Leser, welcher das Buch am warmen Ofen liest,

wohlgenährt und gelobt, die Haare zu Berge stehen lassen, und die wohl für übermenschlich gelten können.

Der Verfasser enthält sich selbst aller Ausschmückungen, wohl fühlend, daß solche Thatsachen für sich selbst sprechen. Er hält sich weit entfernt von jener markt-schreierischen Weise gewisser Selbstbiographen, die bei ihren Schilderungen ihres eigenen Ich vor allem selbst gedenken, so uninteressant dasselbe auch sein mag, er geht oft über einzelne Thatsachen zu kurz hinweg, welche ausführlicher zu lesen, willkommen wäre. Man wirft den Sachsen, im Gegensatz einer anderen Nation, zu viel Bescheidenheit vor, was auch ein Fehler ist. Deshalb sind so viele unserer großen Thaten unbekannt, deshalb wurde uns so oft der Vorbeer von weniger Gewissenhaften geraubt, den unser Blut erblühen läßt, und deshalb lohnte den braven Soldaten so oft Undank.

Aber nochmals rufen wir den Erlebnissen des sächsischen Artilleristen ein herzliches Willkommen zu, seine Feder schildert Wahrheit, und jene unglückseligen Tage werden denen, die sie durchkämpften, immerdar einen hohen Anspruch auf die Achtung der Zeitgenossen geben, und eine Stelle in der Geschichte sichern, welche Heldenmuth und Tapferkeit nie vergißt. Wir wünschen dem Buche recht viele Leser, die es verdient. 9.

Dresdner naturwissenschaftliches Jahrbuch, Populäre Vorlesungen, gehalten in den allgemeinen Versammlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Dresden, und herausgegeben von Alexander Pecholt. Erster Theil. Leipzig, C. B. Forck. 1845.

Das Unternehmen kann nur willkommen sein, einmal, weil es des Tüchtigen und Guten so mancherlei bietet, und ein zweites Mal, weil es ein sprechendes Zeugniß giebt von den wissenschaftlichen Regungen, welche innerhalb Dresdens sich in allen Kreisen kundgeben. Außer der naturwissenschaftlichen Gesellschaft, deren Vorlesungen wir zum Theil in vorliegendem Buche erhalten, besteht noch eine naturforschende, „die Isis“, und wenn sie vielleicht ihren Elementen und Tendenzen nach auf mehr rein wissenschaftlichem Boden fußt, so müssen wir doch gestehen, daß die naturwissenschaftliche Gesellschaft populärere und allgemein nützliche Interessen verfolgt, und schon dadurch, daß sie sich fern von jedem Exklusivsystem hält, kein kleines Verdienst sich erwirbt. Ihr Wirken ist von unmittelbarem Erfolg auf die Volksbildung, und ihre Bestrebungen werden mehr und augenscheinlichere Früchte tragen, als die irgend einer anderen Verbindung, welche, indem sie sich abschließt, weder etwas von ihren Erfolgen, noch von ihrem Wirken hören läßt. — Es ist hier nicht der Ort, näher auf Alles das einzugehen, es wird uns aber vielleicht recht bald eine willkommene Gelegenheit werden, über die wissenschaftlichen Gesellschaften der Residenz Dresden ein Mehreres zu sagen.

Die in dem Werkchen gegebenen Vorlesungen berühren in ihrer wechselnden Mannichfaltigkeit fast alle Kreise der vielumfassenden Naturwissenschaften, welche immer mehr beginnen, bei der fortschreitenden allgemeinen Bildung, in das innere Leben einzugreifen, und deren Verständniß mehr als je selbst den nur oberflächlich Gebildeten nothwendig wird.

Wir bedauern aufrichtig, nicht näher auf das Gebotene eingehen zu können, wie es das viele Interessante wünschenswerth macht. Die hier gedruckten Vorlesungen beziehen sich theils auf das Philosophische der Naturwissenschaften, theils auf Gesetze und Verhältnisse der Physik und Chemie, theils auf astronomische Theesen oder naturhistorische Zustände. — Vorzüglich gelungen halten wir die Vorlesungen des Hrn. D. Heyer über die Philosophie der Naturwissenschaften, die des Hrn. Mathematikus Sachs über wissenschaftliche Pflanzenkunde und deren Einfluß auf unsere moderne Bildung und Erziehung, und endlich diejenige über die naturhistorischen Verhältnisse Dresdens und der nächsten Umgebungen, von Demselben. Auch die Frage: „wann und auf welche Weise wird die Erde untergehen?“ ist von dem Herausgeber, Hrn. Al. Pögholt, mit eben so viel philosophischem Scharfsinn, als mit dialectischer Gewandtheit in einer Vorlesung erörtert.

Die beigegebenen Lithographien und Holzschnitte sind correct und dem Zweck vollkommen entsprechend, wie überhaupt die Ausstattung geschmackvoll und gut ist. —

Indem wir uns auf die Fortsetzung freuen, wünschen wir dem Unternehmen alles Glück und dem Buch viele Leser und eine weite Verbreitung; allen ähnlichen Instituten aber rufen wir zu: „Thuet desgleichen!“ 9.

Memoiren der Markgräfin von Baireuth. Uebersetzt von Th. Hell. 2 Bände. Braunschweig, Vieweg. 1845.

Die Memoiren der Markgräfin von Baireuth sind bereits anerkannt als ein vorzüglicher Beitrag, nicht der Geschichte jener Zeit, von welcher sie, als Zeitgenossin, im Augenblick des Niederschreibens oft eine unrichtige Ansicht hatte, wohl aber als Beitrag zur Geschichte der Hofetikette und der Sitten jener Zeit. Was aber die Uebersetzung selbst betrifft, so geht deutlich aus derselben hervor, daß diese stückweise aus verschiedenen Federn hervorgegangen ist, welche mehr oder weniger der französischen Sprache mächtig waren. Im zweiten Theil entschuldigt sich der Leiter der Uebersetzung gewissermaßen damit, wörtlich übersezt zu haben, um der Originalität nichts zu rauben; aber die Uebersetzung mancher Stellen ist so schlecht ausgefallen, daß man sich Mühe geben muß, den Sinn zu entziffern, z. B. S. 58: „Für dieses Mal blieben die Sachen dabei; die Zärtlichkeit, welche ich ihr bei dieser Gelegenheit gezeigt

hatte, verschaffte mir auf zehn Tage Ruhe, aber sie trat nur zurück, um besser springen zu können.“ S. 95: „Das Haus dieses Generals war köstlich.“ S. 141: „Man gab dagegen meinem Bruder zwei Offiziere auf den Kriegsfuß.“ 25.

Leopold Schefer's ausgewählte Werke. Dritter und vierter Theil. Berlin, Weid. u. Comp. 1845. — Inhalt: Die Ofternacht. — Die lebendige Madonna. — Palmerio. — Der Kuß des Engels. — Der Sekreuzigte, oder: Nichts Altes unter der Sonne. — Die Düvecke, oder: Die Leiden einer Königin. — Leonore di San-Sepolcro.

Wir haben bereits in Nr. 85 d. Bl. bei Anzeige des ersten und zweiten Bandes Gelegenheit gehabt, uns im Allgemeinen über Tendenz und Vorzüge der Schriften dieses Autors hinlänglich ausgesprochen. Was nun den Werth dieser im dritten und vierten Bande enthaltenen sieben Novellen betrifft, so müssen wir allerdings gestehen, daß diese Gaben, mit Ausnahme der „Ofternacht“, schwerlich mit den vorigen Waage halten dürften, namentlich nicht mit den Erzählungen „Künstlerlehre“, „Waldbrand“, die „Deportirten“. Bei allem Reichthum an Gedanken, überraschenden psychischen Tiefblicken und gewaltiger Phantasie, Vorzüge, die sich auch hier geltend machen, wird doch hin und wieder ein Mangel an künstlerischer Einheit mehr oder minder fühlbar, wie dies z. B. die Erzählung „der Kuß des Engels“ hinreichend bestätigt. Der Stil Schefer's ist bekanntlich von der Art, daß er sich schwer charakterisiren läßt. Th. Mundt sagt: „Schefer schreibt einen ungebundenen Junggesellenstil, Gedanke und Form leben bei ihm in wilder Ehe.“ Wir glauben, daß viele Leser diese Ansicht theilen werden. Zu beklagen bleibt es aber immerhin, daß ein Dichter von so ungewöhnlicher Befähigung nicht mehr Fleiß auf die Form verwendet.

Schwäbisches Museum. Volksblatt zur Unterhaltung, Belehrung und Besprechung vaterländischer Interessen, redigirt von Heinrich Voose. 1845. Stuttgart, Karl Göpel.

Die uns vorliegenden Nummern dieser Zeitschrift sind sehr reichhaltig und bekunden ein würdiges Streben nach Besserem; namentlich ist den Zeitfragen und Interessen der Gegenwart besondere Aufmerksamkeit gewidmet, obschon es nicht immer Originalartikel sind, die dem Leser geboten werden. Der Inhalt ist folgendermaßen rubricirt: Allgemeiner Sprechsaal — Länder- und Völkerkunde — Tagesgeschichte — Schwaben — Stuttgart — Allerlei. — Ob Hr. Heinrich Voose, bekannt durch einen Band Gedichte, gegenwärtig noch, nachdem er deutsch-katholischer Priester geworden, die Redaction besorgt, wissen wir indeß nicht. 19.

Der Frauen Slaventhum und Freiheit. Ein Traum am Hans-Heiling-Felsen, von Ida Fricke. Dresden und Leipzig, Arnold. 1845.

Wenn doch unsere Schriftsteller uns nun endlich mit „Träumen“ und — Träumereien verschonen wollten! Uns will es immer gemahnen, als hätten wir Deutsche gerade lange und lebhaft genug geträumt, als wären wir aus unsern Träumen oft und vielfach nicht eben sanft geweckt, als wäre es uns da gegangen wie der Verfasserin, die ihre Traumerzählung sehr poetisch schließt: „Es froh mich unbeschreiblich.“ Unsere Zeit ist die Zeit der That, nicht des Traumes, und es thut wahrhaftig Noth, daß endlich der Traum zur thatkräftigen Wirklichkeit werde, wollen wir uns nicht der Schlafmüge würdiger und bedürftiger zeigen, als des Schwertes. Auch uns „froh unbeschreiblich“, als wir die Lectüre dieser Bogen beendet hatten, die in ihrer Breite, Leerheit und Barockheit nirgend recht zu erwärmen, zu begeistern nun gar nicht vermögen. Dieses Gesichterschauen, fast in prophetischem Stile wie einst Ezechiel, in wunderlichsten, barocksten, ja vollkommen ungeschönen Formen zumal, wollte uns immer bedünken, als habe die Phantasie der Verfasserin, aufgeregt durch ihr orientalisches Studium behufs jenes echt weiblichen Romans: „Mohammed und seine Frauen“, sich noch bis jetzt nicht wieder zu beruhigen vermocht; als suche sie absichtlich das Krasse, das Unschöne, denn das letzte Bild, der Weiberkampf mit Kragen, Schlägen und Beissen, um den erledigten Stuhl (S. 92 ff.) ist ein ganz niedriges, jeglichem feineren Gefühle Hohn sprechendes Bild, eines Höllenbreughel würdig, wenn nicht die Genialität desselben gänzlich fehlte. Die Verfasserin tritt so durch die gewählte Form mit dem Inhalt und dem Zwecke ihrer Schrift in schreienden Widerspruch, und wollte man boshaft sein, so wäre leicht heraus zu deduciren, daß es ihr mit dem letzteren eben gar nicht Ernst gewesen. Die am besten gehaltene und in mancher Beziehung werthvolle Stelle des Büchleins ist das Gespräch der beiden Freundinnen über den wahren Begriff der Frauenemancipation (S. 41 ff.), das eigentliche Thema der Verf., für das sie schon seit lange nach Kräften thätig gewesen ist; aber auch diese Stelle wird langweilig durch ihre Breite, durch ihr Spreizen mit Belesenheit und dadurch, daß sie weder etwas Neues, noch das längst Bekannte wenigstens von neuen Seiten betrachtet darbietet, abgesehen davon, daß hier, wie in dem ganzen Schriftchen, sich Wahres mit Halb- und Unwahrem, Treffendes mit schiefem Urtheile auf die wunderlichste Weise mischt. — Wir vermögen nicht zu beurtheilen, in wiefern die Verf. etwa ein Selbstportrait in der „Träumerin“, oder in der geistreichen lieblichen Frauengestalt der „Zeichnerin“ hat aufstellen wollen, oder ob sie sich schlicht und einfach nur als „Erzählerin“ will betrachtet sehen. Jedenfalls scheint sie es für angemessen erachtet zu haben, ihr jetziges

Glaubensbekenntniß in Betreff der Frauenemancipation auszusprechen, vielleicht um manchen Mißdeutungen zu begegnen, und sie geißelt die Modethorheiten, die sittlichen Krankheiten ihres Geschlechts, namentlich Koketterie, Neid, lieblose Verdammungssucht oft auf den leeren Schein hin, innere Hohlheit des Geistes wie des Herzens und so manches Andere noch, mit scharfer Ruthe. Indes wäre zur Erreichung dieses Zweckes eine lange und breite, verwässerte moralische Abhandlung nicht nöthig gewesen; eine Novelle hätte das bei Weitem besser bewirkt. Glaubte etwa die Verf. dadurch aber mit mancher ihrer frühern Arbeiten in einen gewissen Widerspruch zu gerathen? Wenigstens scheint sie die Nothwendigkeit einer derartigen Behandlung gefühlt zu haben, und aus der Unentschiedenheit über das Wie dürfte dann die schwülstige Form am leichtesten zu erklären sein, bei welcher die Verf. sich auch die lebenswürdige Freiheit nimmt, die Heilingsfage gänzlich ihrem Zwecke umzugestalten, oder lieber zu verunstalten, als hätte sie ein Recht dazu. „Träume sind Schäume“, und die Welt hätte keinen unersehblichen Verlust zu beklagen, wenn dieser „Traum“ nicht zu ihrer Kenntniß gelangt wäre.

Die Sage vom Ritter Tannhäuser, von D. J. G. Th. Gräfe. Dresden u Leipzig, Arnold. 1846.

Der als verdienter Litterarhistoriker wohlbekannte und geschätzte Verfasser bietet dem Publikum, wie schon früher in seiner Bearbeitung der Sage vom ewigen Juden, hier eine literarhistorische Monographie, welche die altdeutsche Volksfage von dem Ritter Tannhäuser und dem Venusberge zum Gegenstande hat, und die bei Denen, die sich für derartige mittelalterliche Reliquien interessieren, gewiß Theilnahme finden wird. Der Verf. verdient für den auf die Arbeit verwendeten Sammlerfleiß aufrichtigen Dank. In den beiden ersten Capiteln wird uns die Sage selbst (vom Venusberge — dem Hirsberg bei Eisenach, und dem Ritter Tannhäuser) aus dem Munde des Volkes erzählt; das dritte Capitel giebt verwandte Sagen aus Schottland, Schweden und der Insel Rügen, während im vierten die kritischen Untersuchungen über den Ursprung der Sage sich finden, an welche die Litteratur derselben — mit rühmenswürdiger Vollständigkeit — und eine Reihe von belehrenden, literarischen, kritischen und anderweiten Anmerkungen sich anschließt. Als Beigabe findet sich ein Abdruck von (sieben) altdeutschen und niederländischen Volksliedern über die Sage, auf welche auch in den „Anmerkungen“ schon Rücksicht genommen ist.

Die merkwürdigsten Verfassungen evangelischer Landeskirchen Europas, nach ihren Grundzügen zusammengestellt von F. Ulbricht. Dresden und Leipzig, Arnold. 1845.

Bei dem regen Interesse, das in neuester Zeit sich den kirchlichen Fragen zugewendet, und bei dem immer stärker und lebendiger hervortretenden Bedürfnisse, der evangelischen Kirche eine freie, selbständige, repräsentative Verfassung zu erwirken, damit „die Kirche sich aus sich selbst heraus gestalte“ (wobei natürlich nicht nur eine einseitige priesterliche Gestaltung gemeint sein kann): wenden sich unwillkürlich die Blicke Aller, die für diesen hochwichtigen Gegenstand sich interessiren, auf die Länder Europa's, in welchen die evangelische Kirche sich einer derartigen repräsentativen Verfassung, wenn auch mit mehr oder weniger Beschränkungen, erfreut. Es fehlt über diesen Gegenstand, soweit er die einzelnen Kirchen betrifft, nicht an werthvollen und umfassenden Werken; aber dieselben sind entweder nicht allgemein und leicht zugänglich, oder sie sind zu weitläufig, als daß dem Einzelnen, auch bei regem Interesse für die Sache, zugemuthet werden könnte, sich ihrer Anschaffung und ihrem Studium zu unterziehen, sobald er nicht gerade Mann vom Fache ist. Aus diesen Gründen dürfen wir dem Verf. des vorangezeigten Werkes dankbar sein für die übernommene Mühwaltung, wie für die zweckentsprechende Bearbeitung bei der Herausgabe, und meinen, daß er, wie die Verlagshandlung, durch dieselbe wirklich — was heut zu Tage so selten bei der Fluth literarischer Productionen — einem Be-

dürfnisse entgegengekommen sei, demgemäß ein Verdienst sich erworben habe. — Die Schrift zerfällt in zwei Hauptabschnitte: A. Kirchenverfassungen, welche ursprünglich ohne Mitwirkung, oder unter dem Widerspruche der Staatsgewalt — B. solche, welche unter Mitwirkung der Staatsgewalt sich gebildet haben. Zur ersten Abtheilung zählt der Verfasser die in Ungarn, Siebenbürgen, Schottland, Frankreich, in den Niederlanden und in Baiern; zur zweiten die in den preussischen Provinzen Westphalen und Rheintand, in Schweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Baden, Württemberg und Churheffen, und giebt dann noch in einem „Anhang“: Blicke auf die reformirte Schweiz, und die Kirchenordnung für die conföderirten Gemeinden evangelisch-reformirter Confession in Niedersachsen — nämlich zu Braunschweig, Celle, Hannover, Göttingen, Münden und Bückeburg. — Die Darstellung erstrebt mit Glück, bei möglichster Kürze und Uebersichtlichkeit, Klarheit und Vollständigkeit, giebt, wo nöthig und möglich, statistische und historische Notizen, und weist für weitere Forschung den literarischen Apparat nach. Doch hätten wir in letzterer Beziehung mehr Vollständigkeit, hier und da noch überhaupt ein weiteres und genaueres Eingehen gewünscht; das Schriftchen würde dadurch nicht wesentlich vertheuert, seine Brauchbarkeit aber jedenfalls erhöht worden sein. 18.

D r e s d e n .

D r e s d e n .

Ob man über Bücher, Menschen oder Verhältnisse schreibt, immer liegt man wie ein Kettenhund an Schloß und Niegel der Censur, und hält sie nur ihre bestimmten Grundsätze fest, übt sie Billigkeit und Recht mit steter Consequenz aus, so mag man schon eine gewisse Convenienz beobachten, die, wenn sie auch empfindlich ist, doch wenigstens eine bedingte Redefreiheit gestattet. Ich werde von dieser Gebrauch machen; nicht von politischen oder religiösen Zuständen will ich sprechen — das wäre eine Hemmkette, die ich meiner Redefreiheit anlegte — von Dresden, dem ich

mit besonderem Interesse zugethan bin, und über welches so verschiedene Ansichten im Umlauf sind, in so fern jeder Fremde, der nur durchreist, sein Urtheil abgiebt, während er nur eine allgemeine Uebersicht, eine Meinung haben kann. Der Dresdener selbst weiß vielleicht nicht, was er von Dresden zu halten hat, da ein unparteiisches Urtheil nur gewonnen werden kann, sobald wir partheilos sind und nicht durch Gewohnheit, Sitten und Gebräuche mit einem Orte, mit den örtlichen Verhältnissen sympathisiren. Ich war in Dresden zu verschiedenen Zeiten, lernte es näher kennen und darf behaupten, die Grundzüge seines Charakters erfaßt zu haben. Jedenfalls hat es im Sommer am meisten zu bieten, weil es von der Natur mit

so anmuthigen Reizen ausgestattet, die Umgebung so mannichfach poetisch ist, daß der für sinnliche Eindrücke empfängliche Mensch wohl eine Zeit mit der Natur in empfindungsvoller Wechselunterhaltung stehen kann; es giebt für Jeden Momente, wo er die erhabene Einfachheit der Natur, der er nur nachzufühlen hat, allem geistigen Verkehr vorzieht, wo er in seinen hochfluthenden Sentiments umher schwimmt, sich an jeder Blume, an jedem Grassalm ergötzt und für jeden Wurm im Staube Theilnahme empfindet; das sind nicht die unfreundlichsten Stunden; es sind im Grunde nur Gefühlsausströmungen, die sich in dem großen Ocean der Außenwelt verlieren und wie ephemere Erscheinungen auf der Oberfläche der Wellen freiseln; das Bedürfniß nach Mittheilung und Mitempfindung ist das vorherrschendste in uns; der Mensch kann Vieles entbehren, nur nicht den Menschen. Ich finde Dresden ganz dazu geeignet, den reisenden Zugvögeln als Absteigequartier zu dienen. Einem Taubenhaus gleich, fliegt man aus und ein, fliegt über Thäler und Schluchten der sächsischen Schweiz zu, kehrt zurück und schlägt sich mit Lust die Erinnerung an die Naturschwärmerei um die Ohren, verlangt aber gedoppelt, durch das volle reiche Leben der Natur in eine erhöhte Stimmung versetzt, nach dem Umgang mit Menschen, die mehr sind als gewöhnliche Menschen, ich will damit sagen, die mit ihrem Dichten und Trachten nicht so an der Alltäglichkeit kleben, daß jedes freie Gehen und Bewegen nur in einzelnen geistreichen Kreisen zu suchen ist; hier wäre nun eine Untiefe im geselligen Verkehr Dresdens. Dresden ist zu klein, um eine großstädtische Zwanglosigkeit, ein sich gehen lassen tolerant hinzunehmen, zu groß, um in kleinstädtischer Spießbürgerei zu verkümmern, wenn auch Basen- und Gevattern-Geschichten oft genug die Ohren beleidigen; es ist hier ein Gemisch von Residenz- und Provinzial-Empfindungen vorherrschend, die in den verschiedenen Kreisen zur Anschauung kommen und den Fremden fast immer in einer fausse position halten; er weiß nie bestimmt, wie er sich zu verhalten hat, da die Instrumentation der Gesellschaft einer prägnanten Charakteristik entbehrt, so daß es schwer anzugeben, in welchem Tempi man sich zu bewegen hat,

wenn man die Erzielung der angenehmen gesellschaftlichen Wirkung aussucht. Jeder Ort erhält erst durch den Geist der Einwohner ein Colorit; die Pinselstriche über Dresden als ein großes einheitliches Tableau würden matt und farblos ausfallen; doch in Genrebilder eingetheilt, durch eine Schablone gemalt, wird man hin und wieder angenehme Gruppierungen gewahren, gewinnt man auch nicht einen eigentlichen Totaleindruck. Die Gesellschaft zerfällt in Stände, wovon der der hohen Aristokratie — und diese wiederum muß in verschiedene Kategorien eingetheilt werden — das breitpurigste Geleise ist, und tragen die bedeutendsten Gesellschaften den Typus der Vornehmheit, kann man nicht erwarten, daß eine geistige Rührigkeit, ein natürliches bewegliches Leben seine Schwingen entfalte.

Menschen — oder Herrschaften, die in Treibhäusern unter Glasglocken erzogen worden sind, der frischen Luft des freien Lebens entwöhnt, sind zu eng und fest in Galla- und Staatsuniform eingeschnürt, um sich in dem Feierkleide fröhlicher Menschen bewegen zu können. Sie leben in den Schneeregionen, die Vergnügungen ihrer Circle bestehen im Beobachten der Etiquette; sie sind dergestalt in ihrem Ceremoniell verknöchert, daß das gesellige Beisammensein etwas Abstraktes für sie ist, und vor lauter concreten Bedenklichkeiten werden sie selbst wesenlos, werden Sache. Wer mit seinem Denken und Empfinden bürgerlicher Abkunft ist, wird die Vorurtheile der Gesellschaft, ihr steifes Gegenüberstehen belächeln. In der sogenannten haute volée ist alles künstlich, selbst die Damen kommen mir wie gemachte Blumen vor; die Natürlichkeit wird verzerrt, vor vielseitiger Bildung ist man verbildet; jede Bewegung, jeder Blick, jedes Wort wird an dem Zollstab der Etiquette abgemessen, sogar Essen und Trinken. Wenn man die durchsichtigen Butterschnittchen, den dünnen Thee, die kleinen Schaumkuchen auf großen Marmorischen sieht, und die reich gallonirten Bedienten unthätig durch die Gemächer laufen, wenn die Herren mit dem Federhut unterm Arm chevaleresque den Damen einige überzuckerte Redensarten spenden, und die Schönen, so viel es der Anstand erlaubt, ihnen auf das Herablassendste begegnen, wenn die Alten wie Marionetten um

den Whistisch sitzen und den Staub, der aus dem Tanzsaal zu ihnen hereindringt, wie bittere Pillen herunter schlucken, und die Jungen im wirbelnden Kreise sich drehen aus Rücksicht für die gnädige Berücksichtigung des gastlichen Hauses, wenn trippelnd und wispernd Gruppierungen sich bilden und hinter den parfümirten Taschentüchern ennuyerte Herren ihren Gähnkrampf verbergen, wenn die gnädige Frau Birthin zur Conversation ihrer Gäste ein deutsches oder französisches Lustspiel zur Aufführung bringt, und wie eine schlechte Spielerin auf der Bühne aus ihrer Rolle fällt und Grafen und Barone unterthänige Kratzfüße machen und auf parole d'honneur versichern müssen, Excellenz habe süperb gespielt, wenn langgedehnte Gesichter wie Satyre aus scharfen Ecken hervorgucken und ihre Lognetten richten, und wenn man jedem an der Stirne abliest, wo der Schuh drückt, und er nur gerade das will, was die hohe Gesellschaft ausmacht, und der heitere Frohsinn, der die Menschen zusammenführt, nicht zum Durchbruch kommen kann, und das Fühlen und Denken der Herrschaften durch den Rang und die Stellung, die sie einnehmen, bedingt wird — so möchte ich verzweifeln an dem Geist und Verstand der Menschen, die mit sich und ihren Empfindungen Maskenball spielen, die auf dem Seile des Ranges tanzen und mit ängstlichen Blicken auf die Balancirstange der Etiquette sehen, um keinen andern Preis, als ihre vornehmen Circle vorschriftsmäßig vertreten zu haben. Mit einem Wort, das Getreibe der haute volée ist hier so vornehm wie möglich, nur hat es nicht den hyperästhetischen Charakter der preussischen Residenzstadt. Jedem sind die Thore und Thüren zu ihr verschlossen, sobald er nicht den strengsten Formen nach eingeführt, sich durch Rang und Namen zu legitimiren weiß; Bildung, geistige Vorzüge und Talent gelten hier eben so viel, wie in Preußen die Adlerorden dritter und vierter Klasse, man fragt überflüchtig: was für ein Verdienst hat der Mensch. Doch wende ich mich zu den geistreichen Kreisen, wo Einheimische wie Fremde mit zuvorkommender Freundlichkeit empfangen werden, wo der gemüthliche, herzliche Ton herrscht, der den Sachsen so durchaus liebenswürdig macht, der so warm in die Seele dringt und wohl Sym-

pathie für ihn erwecken kann; das sind Sonnenblicke, die beleben, Blumenketten, die sich lieblich durch den geselligen Verkehr dieser anspruchslosen Kreise ziehen, in denen Ernst mit Heiterkeit sich paart, Geist und Gemüth im Wechseltausch entzücken und die edle Natürlichkeit die Sprache spricht, die alle Menschen verstehen, die des Herzens. In diesen Kreisen weht die gesunde Heiterkeit, die milde Frühlingsluft geselliger Gemeinschaft, und hier erkennt man, daß der Hauptzug des Sachsen Liebenswürdigkeit und Naivität ist. Im Massenhaften ist die Art und Weise hier zu leben phlegmatisch; in der Ferne glaubt man, das politische Bewußtsein sei in das Blut aller Stände übergegangen; man macht sich die Vorstellung, daß der Niedrigste durch die constitutionelle Luftführung einen sichern politischen Ton zu fangen verstehe, und wird bei specieller Bekanntschaft gewahr, auch in seiner Kehle seien — wie bei dem Deutschen überhaupt — die Freiheitslieder Wiegenlieder. Die Michelsmüge sitzt zu bequem, das Hausherz schlägt zu ruhig; nur während der Zeit der Ständeversammlungen geht es lebhafter zu, die Tribünen sind von vielen Bürgern besucht, die Verhandlungen werden mit einem Heißhunger verschlungen, und die Geringsten lassen sich vorerzählen, was in den Kammern getrieben wird, schütteln den Kopf, oder nicken bejahend, oder geben auch wohl selbst ihre Meinung ab, je nachdem der Gegenstand sie animirt, ihr Interesse dabei theilhaftig ist. Im Allgemeinen aber liegt auch der Sachse noch in Glaubenswindeln und nährt sich von Kindermilch, obgleich man an dem, was den Kammern zur Berathung vorgeführt worden, gewahrt, über welche Entwicklungsstufe das Volk schreitet.

Die Vergnügungsorte, die hier existiren, entfalten keinesweges ein volkstümliches Leben, und für alle Klassen ist das Theater ein wesentliches Moment der Unterhaltung. Ist es auch weniger Kunstsinne, keinesweges Hingebung an das Schöne, welches die Theilnahme hierbei fesselt, so möchte ich mehr ein moralisches Gefühl darin finden, das sich eine anständige Ergöblichkeit aufsucht und mit bewußtloser Heiterkeit die Abende durchlebt. Die Dresdner Hofbühne ist eine der ersten Deutschlands; dem Fremden erscheint sie

meistens als ein Spiegelbild dramatischer Vollkommenheit, und geht man mit dieser angeredeten Ansicht, mit dieser eingemispften Vorstellung selbstständig reflectirend in die näheren Zustände ein, wird man auch hier, wie überall, auf Mängel stoßen, die leicht zu beseitigen wären, wenn nicht so viele Rücksichten und Protectionen das Ambrosia der Kunst versalzen. Die hiesigen Bühnenverhältnisse sind höchst prefär, da das künstlerische Zusammenhalten für das Interesse der Kunst durchaus negativ ist, was theils an der Generalverwaltung, theils an der Special-Regieführung liegt. Wie man den Begriff fest hält, daß das Hofgetreibe der Inbegriff der Rabalen und Intriguen ist, wo man zur Erzielung seiner Plane mit Kagenpsöfchen schmeicheln und Kagenbuckeln kriechen muß, so wird man auch bemerken, daß das Hofbühnenleben unter der Einwirkung der Hofluft zu leiden hat. Die Intendantz ist der Steuermann, der den Compaß richtet; ein guter Steuermann muß durch seine Führung bekunden, daß er das Schiff sicher durch Wind und Wellen führen, vor Klippen und Felsen wahren kann, er muß seine Leute kennen, muß wissen, was er ihnen anzuvertrauen hat. Hier scheint das nicht der Fall; die Engagements sind individuelle, werden nach persönlichem Oudünken abgeschlossen und entbehren oft ganz der Intelligenz, die man voraussetzt; wir finden viele Künstlererscheinungen, die Jahrzehende hindurch feststehen, mit ihrer Künstlerschaft im Wendekreis des Krebseß stehen; die junge Anpflanzung wiederum, die durch Protection in die Höhe getrieben wird, erstirbt schon im Keim, bevor sie zur Blüthe gelangt, da jedes zu schnelle Treiben die Kräfte nicht gehörig ausbreiten läßt, und so ist die Besetzung, mit wenigen vorzüglichen Ausnahmen, nicht so durchgängig gut, wie man erwarten kann, wenn man die Constituirung einer Hofbühne, deren finanzielle Verhältnisse die glücklichsten sind, berücksichtigt. Und nehmen wir die Talente, die sich hier vereinen, und wohnen wir mancher Vorstellung bei, von der wir sagen müssen, sie hätte bei der künstlerischen Befähigung Einzelner besser zur Veranschaulichung gebracht werden können, ja gestehen wir ein, daß das Hauptübel in der Rollenvertheilung liegt. Der Regisseur, so intel-

ligent und geistvoll er ist, verfährt durchaus subjectiv; er leidet am Behrstieber der Rollensucht, und wird als Regisseur gewiß einmal dadurch hinweggerafft werden, denn Alles hat seine Grenzen, und die Selbstständigkeit der Schauspieler, mag sie durch ihre Leistungen motivirt werden oder nicht, bricht vielleicht einst recht unerquicklich für die Intendantz hindurch; mich will bedünken, es herrsche unter ihnen Gewitterschwüle; jeder will, abgesehen von allen contractlichen Beschlüssen, das Rollensach, welches er vertritt, beanspruchen, in der Ordnung also ist: daß er sich opponirt, sobald man ihm Rollen aufdringt, denen er sich nicht gewachsen fühlt. Wozu soll er Rücksicht auf Intendant und Regisseur nehmen, da das Publikum nicht Rücksicht auf ihn nehmen kann und den strengsten Maßstab der Kritik an ihn legt. Aus diesem Zwang, den man ihm anthut, entspringt die Repertoirelosigkeit; Caprice, Koketterie, Unmaßung und Eitelkeit der Künstler erhält einen Nahrungstoff, wenn die Regie nur im Interesse der Sache fördert, sobald sie als Subject ihr Interesse zu wahren hat, ja nicht allein der Schauspieler, auch das Publikum hat darunter zu leiden, und wahrlich, das Dresdener ist ein gutherziges, geduldiges, so stellte es sich in der letzten Zeit heraus, wo ein förmliches Steigen und Fallen des Repertoirs herrschte; wo man nicht so viel gethan, eine officielle Anzeige von der Umänderung zu machen, daß Viele erst im Theater selbst davon erfuhren. Es scheint, als wolle man auch hierin ein höfisches Princip beobachten. Vergebens im Borgemach harren, bestellt zu sein und abgehen zu müssen, ohne vorgelassen zu werden: das geht wohl bei denen, die von der Zeit eines Einzelnen abhängen, allein nicht bei einem Publikum, das durch seine Zeit die Theaterzeit bestimmt, diese also von sich abhängen macht, und wäre hier ein Publikum, wie man es in den meisten Städten findet, ein Publikum, das eine entschiedene Richtung hat, das sich geltend zu machen weiß, sobald es sich in seinen Rechten beeinträchtigt sieht, würde man eine derartige Begegnung vermieden haben. Das Publikum soll mit den Darstellenden in Wechselbewegung stehen, es soll für das, was der Künstler giebt, Empfänglichkeit zeigen, von einer sol-

chen Allianz ist hier aber nicht die Rede; es ist weder eine kalte noch laue Luft, die im Publikum weht, es ist weder Mangel an Theilnahme, noch Indifferentismus, man sieht es an der Bevölkerung der ebenen Erde, des zweiten und dritten Ranges — der erste hat meistens Fastenzeit, und dann auch rechnet sich dieser originellerweise gar nicht zum Publikum, kann folglich nicht zur Stimmenmehrheit beitragen —, es fehlt hier ein literarisches Organ, ein competentes Parterre, und damit ist ausgesprochen: auch die erforderliche Empfänglichkeit. In Abrede jedoch ist nicht zu stellen, daß das Publikum die künstlerischen Leistungen der hiesigen Bühne mit stiller Freude aufnimmt, wenn auch die vortrefflichen Darstellungen, die hin und wieder mit plastischer Consequenz durchgeführt, an der Vollkommenheit des Schönen vorüberstreifen, nur von der hiesigen Kritik ihre Würdigung erhalten. Mag das Theater die erste Vergnügungsquelle der Residenzbewohner sein, so hat es mich doch Wunder genommen, daß bei den musikalischen Mitteln und der Vorliebe für Musik erst in dieser Winterseason Abonnement-Concerte in's Leben gerufen sind, wie sie in allen bedeutenden Städten Deutschlands bestehen, wo man dem Publikum die Gelegenheit darbietet, die höhere Concert- und Instrumentalmusik kennen zu lernen. Dies Unternehmen verdient wohl Anerkennung, und die Zeit wird lehren, ob das kunstliebende Publikum durch seine Theilnahme zur Aufrechthaltung dieses neuen Institutes beitragen wird. — Dennoch aber scheint mir der Dresdner seines geselligen Elementes wegen keinesweges zu beneiden, weil ich überall das leicht ansprechende Empfängnißvermögen vermisste, und eine Schwerfälligkeit der Kasten-Sonderung gewahre, die bei erhöhter Intelligenz und Bildung durchaus verschwinden muß. Uebrigens aber würde ich sagen: der Dresdner ist lebenswürdig, ohne es zu wissen, gutherzig aus Instinct, mittheilend aus dem Bedürfnis nach Un-

terhaltung, und gefällig aus angeborener Humanität. Dresden als solches ist vermöge seiner Lage ein Eden en miniature.

G. Frei

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

Decbr. 3. Mirandolina. — Fröhlich. — Tanz. — 4. Oberon. Oper. — 5. Die Schule der Verliebten. — Tanz. — 6. Gebrüder Foster. (Ein Hr. Rekowski, der früher als Hr. Linden untergeordnete Rollen auf hiesiger Bühne spielte, aber plötzlich vom Theaterzettel verschwand, erschien als neuengagirtes Mitglied in der Rolle des Stephan Foster, zu welcher er weder den wahren inneren Humor und das ächte Gemüth, noch den gewissen Anstrich von Genialität mitbrachte, welche die erste Hälfte der Rolle erheischt, wenn der Charakter nicht zum ordinären Eudrian herabgedrückt werden soll. Eben so war in der zweiten Hälfte der Rolle der Anstand, die Würde des stolzen Kaufherrn und Beamten zu vermissen, und für den unschönen Gang und den gequetschten Gaumenton vermochte die übrigens günstige Keußerlichkeit nicht ausreichend zu entschädigen. Wir hören, daß Hr. Linden-Rekowski zur Zeit auf vier Wochen für das Heldenfach engagirt ist, so wird sich ja wohl klarer herausstellen, welche Gunstgründe zu diesem Engagement veranlaßt haben. Jedenfalls ist das Engagement in keiner Beziehung von irgend welcher Wichtigkeit, da bedeutende Rollen nur dann an den Neuangekommenen gelangen werden, wenn sie als refüsirt durch etwa vier Stadien hindurch gegangen sind. Getrost und in süßer Ruhe können daher jene Betheiligten mit Wilhelm Tell ausrufen: „Du wirst Keinem schaden!“ R. S.)

7. Der Zauberschleier. — 8. Gottsched und Sellert. — 9. Memoiren des Teufels.

F e u i l l e t o n .

Oestreichs Journalistik. Nach officiellen Angaben belief sich am 1. October d. J. die Zahl aller in den k. k. Staaten erscheinenden Journale auf 159, worunter 40 politischen und 12 commerciellen Inhalts. In den italienischen Provinzen werden 43 Blätter, in Ober- und Niederösterreich 29, in Ungarn 21 und in Böhmen 17 verlegt. Hiervon kommen auf Mailand 30, auf Wien 24, auf Pesth 14, und auf Prag 13. In deutscher Sprache erscheinen von obiger Anzahl 76 Zeitungen, in italienischer 53, in ungarischer 14, in slavischer 15, dagegen in französischer Sprache nur Eine. — Wenn man in gewisser Beziehung wenigstens den journalistischen Verkehr als einen Maasstab für die allgemeine Bildungsstufe eines Landes ansehen darf, so sind aus obigen Angaben gar manche Schlüsse zu ziehen. In Sachsen, das etwa den zwölften Theil der Bewohner des östreichischen Staates zählt, erscheinen fast eben so viel Zeitschriften.

Neue Opern. Fr. v. Klotow scheint auch in Schnelligkeit der Arbeit sich mit seinen Vorbildern messen zu wollen; er hat zwei neue Opern vollendet: *Der Förster*, mit französischem Text, in's Deutsche übertragen von W. Friedrich, welche in der Pariser Académie-royale — und: *Die Matrosen*, deutscher Originaltext von W. Friedrich, welche im Theater an der Wien dem Vernehmen nach zuerst in Scene gehen wird. Otto Nicolai hat für das Kärnthnertheater: *Die lustigen Weiber von Windsor*, Text von J. Hoffmeister in Kassel, vollendet; *Bolfé's* neue Oper: *Das Zigeunermädchen* (mit englischem Texte wie seine „*Haimonskinder*“, deren Aufführung in Dresden jetzt vorbereitet wird), soll beim Theater an der Wien in der deutschen Bearbeitung in Scene gehen. Auch von E. G. Reissiger erwartet man in Berlin eine neue dreiactige, romantische Oper, dem Vernehmen nach unter dem Titel: *Der Schiffbruch der Medusa*. In Paris gab man von einem Hrn. Montfort eine neue dreiactige komische Oper: *La Charbonnière*, Buch von Scribe und Melesville, die der Berichtstatter in der Pariser Revue et Gazette musicale einen „*Walzer in drei Aufzügen*“ nennt. Dagegen soll ein neuer italienischer Componist, Tando Mabelini, mit seiner ersten Oper: *die Venezianer in Constantinopel*, bedeutenden Succes gehabt haben. Das ist wohl möglich; sie braucht darum gar nichts zu taugen. Succes ist schon noch zu gewinnen — das wissen wir in Deutschland auch; wozu gäbe es denn Freibillets, Claqueurs, herausrufende Freunde u. dergl. m.?

Hört, hört! Im Findelhause zu Paris wurden seit seiner Gründung im Jahre 1640 bis zum Jahre 1835, also in 195 Jahren, nach einer so eben veröffentlichten amtlichen Nachricht 617,170 Kinder aufgenommen; nämlich von 1640 bis 1664: 9,002, von 1665 bis 1689: 19,374, von 1690 bis 1714: 47,448, von 1715 bis 1739: 56,216, von 1740 bis 1764: 104,041, von 1765 bis 1789: 153,839, von 1790 bis 1813: 103,940, von 1814 bis 1835: 123,310. Das stärkste Jahr war 1772, denn da fand die Aufnahme von 7,676 Findlingen statt, eine Zahl, die weder vorher noch nachher wieder erreicht worden ist.

Die Summe des baaren Geldes in Europa beträgt bei 250 Millionen Einwohnern: 2360 Millionen Thaler, und davon kommen auf die Staaten des deutschen Bundes, mit Einschluß der nicht zum Bundesgebiet gehörigen Besitzungen Oestreichs und Preussens, 658 Millionen Thaler, was auf den Kopf etwa 10 Thaler beträgt. Bei dieser verhältnismässig sehr geringen Summe ist es nicht zu verwundern, wenn nicht selten bedeutende Geldkrisen eintreten, wie davon das laufende Jahr wiederum einen Beweis giebt. Denn das Verhältniß zwischen der vorhandenen Summe Geldes und der Bewegung desselben ist ein anomales geworden.

Fiat applicatio! Wir Deutsche besitzen eine Menge Garrick's und Talma's, die nur zu bequem sind, von Buxtehude auf Reisen zu gehen und in Berlin und Wien die Lorbeerbäume kahl zu machen. Eine leichte Inspiration nennen diese Herren Genie, sie thun sich Etwas zu Gute darauf, von ihrem Genie rühmen zu hören, daß ihm nur die rechte Pflege mangle, und verduzen ein kleines Publikum ein halbes Jahrhundert hindurch mit Rollen, die sie mit etwas rhetorischem Talente dem Souffleur nachsprechen. Wo sie den Souffleur nicht verstanden haben, machen sie Kunstpausen, legen ungewaschene Phrasen eigener Erfindung ein, oder umschreiben den ihnen vorgeflüsteren Dialog mit einer Dreistigkeit, die jeder Achtung vor dem Autor Hohn spricht.

Die Hofbühnen. Wie ist jetzt unser Bühnenwesen organisiert! Die oberste Behörde ist eine glänzende Hofcharge, mit der man noch lange nur die Adelligen betrauen wird. Die Schauspieler, sind sie an einem Hoftheater lebenslänglich engagirt, halten sich für Staatsdiener und sind sehr unglücklich, daß man sie noch nicht statt mit Händeklatschen mit Orden auszeich-

net. Die Vermittelung zwischen dem Chef und dem Personal bildet ein förmlicher Beamtenorganismus, eine Bürokratie, deren Rang- und Stufenwesen dem Schauspieler jede Ausschreitung aus der ihm gezogenen Bahn unmöglich macht (man müßte ihn denn gerade zum Ausschreiten autorisirt und engagirt haben, ein Disciplinfehler, der bei den renommirten Inhabern erster Rollen zu allseitigem Nachtheile der Bühne, des Publikums und der Kasse, auch hier und da vorkommt). Die Bühne ist in ihren Finanzen vom Hofe abhängig, und es ist bekanntlich nicht Sache der Höfe, wartende Wünsche, sich zurückziehende Anliegen, schlummernde Bedürfnisse zu erkennen. So Guskow, in seinen „Erinnerungen an Seydelmann“. Ob er Recht hat? 18.

Ein ehfeindlicher Ort. Die englische Gemeinde Sitchester rühmt sich der Eigenthümlichkeit, eine große Menge von Hagestolzen unter sich zu zählen. Bei einem Festmahle, wobei ein großer Theil der Gemeinde nebst Kirchenbeamten zugegen waren, ergab es sich, daß auch nicht ein Einziger verheirathet war.

Das Weihnachtsfest in Marseille. In Marseille sind die Christbäume wenig gebräuchlich, dagegen darf in keiner Familie, wo es Kinder giebt, eine Krippe fehlen. Kurz vor diesem Feste sind dort ganze Wagen voll Lorbeer und andern grünen Reifern nebst Moos und Krippen ausgestellt. Mit den ersteren verzieren die Victualienhändler den Eingang zu ihren Läden und das Moos braucht man zum Auslegen der Krippen. Eine solche Krippe ist eine Art Kasten, worin die Geburt des Heilandes plastisch vorgestellt ist. Das Lieblingsgericht zum fröhlichen Weihnachtsfeste, ohne das kein Marseiller sein kann, ist ein gut gespielter gebratener Welschhahn. Mancher versetzt lieber sein Unentbehrlichstes, als daß er sich diesen Genuß versagen sollte.

Das Verbrechen des Hochverrathes wird in China weit strenger bestraft, als bei uns. Der Hochverrätther wird nicht allein, sondern mit sammt seinen männlichen Verwandten gefoltert und enthauptet, die weiblichen aber werden als Sklavinnen verkauft. Die Todesstrafe wird auch an dem vollzogen, der ein Gemach des Kaisers betritt. Der Arzt des Kaisers, der demselben eine Arznei geben wollte, die nicht unter dem üblichen Ceremoniell vorbereitet wäre, würde Stockschläge für dieses Vergehen bekommen.

Der prächtige Kronleuchter im Berliner Opernhause wurde größtentheils von Verbrechern in Spandau ver-

fertigt. — Die wohlriechenden Seifen und andere Toilettenherrlichkeiten von „Treu und Muglisch“ in Berlin, die weit und breit versendet werden, gehen größtentheils aus den Händen ertappter Freudenmädchen hervor, die sich im Arbeitshause zu Berlin befinden.

Deutschland soll, nach sicherer Angabe, vierhundert Gustav-Adolph-Bereine zählen.

In Nordamerika giebt es Schulen, wo die Schüler neben dem Unterrichte sich mit körperlicher Arbeit beschäftigen, durch die sie sich den nöthigen Lebensunterhalt verdienen müssen. Die Studirenden arbeiten in bestimmten Stunden theils als Handwerker, Künstler, theils als Dekonomen u. s. w.

In der Grafschaft Hertfordshire in England giebt es die größten Rosengärten in der Welt; sie nehmen einen Flächenraum von achtzig Aekern ein und man zählt zweitausend Sorten dieser Königin der Blumen. Diese Gärten gehören Privatpersonen, die sich ausschließlich mit der Rosenzucht beschäftigen. Es läßt sich nichts Herrlicheres denken, als jene Gärten mit ihren Millionen Blumen im Juni und Juli zu sehen.

Barbarei im 19. Jahrhundert. Kürzlich fand in Herzogenbusch in Nordbrabant das empörende Schauspiel einer körperlichen Züchtigung, und zwar an einem Militair statt, welcher zu hundert Stockschlägen verurtheilt worden war. Der Unglückliche verlor während der Execution mehrmals das Bewußtsein, ward aber immer wieder durch Reizmittel zu sich gebracht. Um den Sequälten nicht vollends zu tödten, wurden ihm die letzten Hiebe etwas gelinder gegeben. — Kann man da noch mit Recht über die russische Knute rai-sonniren? Wenn der Soldat auf diese Art bestraft wird, wo soll da Liebe zu seinem Stande herkommen? dann ist er nicht mehr als der elendeste Sklave!

In den vornehmen Häusern Rußlands befindet sich ein kleiner Garten oder Gartenpavillon im Zimmer. Es werden nämlich vor einem Fenster in Käbeln die schönsten und seltensten Blumen aufgestellt und durch ein Gitter, meist von vergoldetem Holze, eingefaßt.

Die Mexikanerinnen lieben das Spiel leidenschaftlich. An den Spielbanken sieht man Frauen vom höchsten bis zum niedrigsten Range herab! Die vornehmen Damen spielen indeß nicht selbst, sondern lassen ihre Freunde für sich spielen; die andern setzen selbst. 25.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.